BRUCKMÜHLE

SCHREIB KRAFT

LITERATURPREIS 2009

für junge Autorinnen und Autoren

SCHREIB KRAFT

LITERATURWETTBEWERB 09

für junge Autorinnen und Autoren

Preisverleihung am 20. November 2009
die Texte, die FinalistInnen, die Jury

Raiffeisenbank
Die Bank für Ihre Zukunft

BRUCKMÜHLE

5 Vorwort

7 Vorjury und Jury

9 **Worte**, Ines Heck

19 **Stille über den Wassern**, Sarah Victoria Hoch

25 **Durchblutungsstörungen**, Nina Maria Metzger

39 **Alle meine Mütter**, Olena Newkryta

45 **Berlin**, Anna Russmann

53 **Das Leben und Sterben der Madame Clochette**, Laura Schuster

59 **Das Mädchen, das im Kirschbaum saß**, Justine Anna Tiefnig

68 **Fionuir**, Vanessa Tockner

74 **Der Stand der Zeit**, Veronika Zoidl

80 Schlusswort, Impressum, Sponsoren

VORWORT

Schreibkraft - Literaturpreis für junge Autorinnen und Autoren

Wortgestalt, Wortgebrauch, Wortschatz unserer Sprache bestimmen die inneren Sprachbezüge zur Verständigung zwischen Menschen. Der Mensch ist damit ausgestattet, mit all seinen Sinnen zu einer speziellen Form der Kommunikation fähig zu sein, fähig zur Sprache. Gerade in der Sprache als Ausdruck menschlichen Denkens, Fühlens und Wollens gleicht kein Mensch dem anderen.

Das Kulturhaus Bruckmühle positioniert sich als ein „Produktionsort" der bildenden und darstellenden Kunst. Wenn also an einem solchen „Ort der Kunst und Kultur" die zahlreichen „Sprachen" der Kunst, des Theaters und der Literatur zur Kommunikation auffordern, zum Dialog einladen, dann ist die Ausschreibung eines Literaturwettbewerbes für junge Autorinnen und Autoren in Oberösterreich - an der hohen Einreichzahl der Manuskripte gemessen - ein sichtbares und überragendes Ergebnis. Und den Kunstschaffenden, am Beispiel SCHREIBKRAFT, der Initiative junger Literaturschaffender, verdanken wir die Innovation, die ausdrucksvolle „Sprache" in den Räumen der Bruckmühle.

So gestaltet sich dieser Literaturpreis „SCHREIBKRAFT" als ein Fest der Literatur, das die jungen Autorinnen und Autoren mit Zuhörenden, mit an Sprache interessierten Personen zusammenführt. Mehr als 100 Manuskripte wurden eingereicht und 28 schafften es in die engere Wahl zu kommen. Die Hauptjury hat aus diesen folgende neun Finalistinnen ausgewählt, die zur Lesung und anschließenden Preisverleihung eingeladen sind:

Ines Heck	(10.30 Uhr)
Sarah Victoria Hoch	(10.50 Uhr)
Nina Maria Metzger	(11.30 Uhr)
Olena Newkryta	(12.30 Uhr)
Anna Sophia Rußmann	(14.00 Uhr)
Laura Schuster	(14.30 Uhr)
Justine Anna Tiefnig	(15.20 Uhr)
Vanessa Tockner	(15.45 Uhr)
Veronika Zoidl	(16.15 Uhr)

Nach jeder Lesung folgen die Diskussionsbeiträge der Jurorinnen und Juroren, die Wortmeldungen der Autorinnen und Autoren und Publikumsmeinungen. Anschließend werden die drei Preisträgerinnen ermittelt.

Am Projekt und an der Realisierung des 1. Literaturwettbewerbes SCHREIBKRAFT haben zahlreiche Institutionen und Personen mitgeholfen, wofür ich mich ganz besonders bedanken möchte:
Bei unseren Jurorinnen und Juroren bei der Landeskulturdirektion OÖ für die Förderungen, beim Landesschulrat für OÖ, bei der Stadt Pregarten, der Raiffeisenlandesbank und der Raiffeisenbank der Region Pregarten, beim Team der Agentur Zeidler für Idee und Layout, Beiträge und termingerechte Abgabe der Publikation der 9 Texte der Finalistinnen, beim Verlag Veritas für die Unterstützung, Aussendungen.
Ich bedanke mich für das Preisgeld, das von folgenden Institutionen gestiftet wird:
Stadt Pregarten, Raiffeisenbank der Region Pregarten und Verlag Veritas

Roman Scheuchenegger
GF Direktor Bruckmühle

Gegen den Uhrzeigersinn: Günter Giselher Krenner, Roman Scheuchenegger, Esther Strauß, Anton Thuswalder, Robert Huez, Eva Rainer, Margarita Fuchs, Cornelius Hell

DIE VORJURY

Günter Giselher Krenner, geb. 1946, Lehrerausbildung in Linz, lebt als Schriftsteller und Schauspieler in Hagenberg, schreibt v.a. Romane, Erzählungen und Lyrik, zahlreiche Publikationen.

Roman Scheuchenegger, geb. 1959, Studium der Theologie und Philosophie in Salzburg und Innsbruck, Ausbildung zum Supervisor Bildungs- und Organisationssberater, Autor im Handbuch für christliche Philosophie im katholischen Denken des 19. und 20. Jahrhunderts, 1989-90 Wanderausstellung, Katalog „Spirituelle Tendenzen junger Kunst Österreichs" u.a., 2006 Herausgeber der Kulturschrift für aktuelle Themen, Seit 2004 Direktor der Bruckmühle, ein Produktionsort der bildenden und darstellenden Kunst in Pregarten.

Esther Strauß, geb. 1986, Malerin, Schreiberin, Performerin. 2004/2005 Kuratorium für Journalistenausbildung Salzburg. Seit 2005 Studium der Bildenden Künste, Schwerpunkt Malerei an der Kunstuniversität Linz. 2007 Einzelausstellung Khg Linz, zahlreiche Gruppenausstellungen (u.a. New Folks/ Kunstraum Niederöstereich Wien, artbaselmiamibeachwels/ Galerie der Stadt Wels). 2006 Tiroler Jugendliteraturpreis. Schreibt Prosa, Lyrik, Hörspiele, Literaturkraut. Lebt und arbeitet am liebsten in Linz, Tirol, im Gehen.

DIE JURY

Margarita Fuchs, geb. 1951, lebt als Autorin in Salzburg, Studium der Germanistik und Geographie in Salzburg, Unterricht bis 2000 an AHS und BHS in der Stadt Salzburg, 2003 Erscheinung des Debütromans „Das große Fest in Portobuffolé".
Preise und Auszeichnungen: 2. Preisträgerin beim MDR-Literaturwettbewerb, Beste Kurzgeschichte, Leipzig 2007, Rauriser Förderpreis 2008 für Erzählung: „Willkommen"; Finalistin Meraner Lyrikpreis 2008.

Cornelius Hell, geb. 1956, Studium der Germanistik und Theologie in Salzburg, Literaturkritiker, Essayist , Feuilleton-Chef der Wochenzeitung „Die Furche", 1984-86 Germanistik-Lektor an der Universität Vilnius; danach Verlagslektor und Leiter des Literaturforums Leselampe in Salzburg. 1996 Österreichischer Staatspreis für Wissenschaftspublizistik, 2007 Ehrende Anerkennung zum Dr. Karl Renner-Publizistikpreis;
Zahlreiche Übersetzungen aus dem Litauischen, Publikationen u. a. über E. M. Cioran, Simone Weil, Imre Kertész und Thomas Bernhard. 2007 erschien der Essayband „Lesen ist Leben", 2009 „Der eiserne Wolf im barocken Labyrinth. Erwachendes Vilnius".

Robert Huez, geb. 1965, aufgewachsen in Lana/Südtirol, Studium der Germanistik und Geschichte in Innsbruck, lange Jahre beim Verein der Bücherwürmer in Südtirol tätig, seit Herbst 2008 Leiter der Dokumentationsstelle im Literaturhaus Wien.

Eva Rainer, geb. 1952, Matura 1970 an der Körnerschule Linz, 1970 -1975 Studium der Germanistik und klassischen Philologie in Salzburg, seit 1975 AHS-Professorin für Deutsch und Latein am Hamerlinggymnasium in Linz
Schulbuchautorin: Sprachbuch für die Oberstufe: „Aktion Sprache 1,2, 3/4", Literaturgeschichte: „Stichwort Literatur", Jugendliteratur (10-16Jährige): „kreuz und quer lesen", „Zeitgenössische Prosa": Unterrichtsvorschläge und -materialien zu 14 Romanen

Anton Thuswaldner, geb. 1956, lebt als Literaturkritiker in Salzburg, wo er für in- und ausländische Medien (SN, FAZ, FR, Die Furche) arbeitet. Studium Germanistik, Geschichte. Dissertation über Literatur und Zeitgeschichte. Verfasser und Herausgeber mehrerer Bücher. Zuletzt erschienen ein Österreichisches Lesebuch und „Kaprun. Steinstunden". 1996 Österreichischer Staatspreis für Literaturkritik.

Ines Heck
geb. 1994, wohnhaft in Reichenau im Mk.
Schule: Akademisches Gymnasium Linz

WORTE

Ganz still, ohne mich zu bewegen, liege ich da. Ich atme nicht. Die Augen halte ich geschlossen, ich will nicht sehen, was ich sähe, wenn ich die Augen aufmachen würde. Noch bin ich da, noch hat mir niemand etwas getan. In meiner Brust staut sich die verbrauchte Luft, doch ich traue mich nicht auszuatmen. Der Boden, auf dem ich liege, ist kalt und feucht, dreckig. Würde ich atmen, könnte ich wahrscheinlich muffigen Gestank eines Kellers, Kerkers, Bunkers wahrnehmen. Es ist vollkommen still, nur entfernt höre ich ein leises, monotones Summen. Das Summen einer Maschine. Ich bin mir sicher, es muss dunkel sein. Ich spüre keine Lichtstrahlen. Ich spüre keine Wärme.

Morgens, wenn ich nach diesem Albtraum aufwache, frage ich mich immer, wie es sein kann, dass ich diesem Traum immer noch glaube und nie weiß, wie er weitergeht. Genau das ist das Problem: Er beginnt in grauen Gedankenfäden und endet in dieser Lähmung. Ich finde ihn verwirrend, denn er fühlt sich so real an. Der Traum ist der erste dieser Art. Ich will, dass er keine ähnlichen Gefährten bekommt.
Nun putze ich also schon seit etwas mehr als siebeneinhalb Minuten meine Zähne und warte darauf, dass mir die Erleuchtung kommt. Aber heute mag sie mich nicht, die Erleuchtung. Oder sie hat schlichtweg keine Zeit für mich. Nach elf Minuten fünfzehn Sekunden entschließe ich mich, das Grübeln aufzugeben. In meinem Traum trug ich meinen Lieblingssweater. Zwar öffnete ich die Augen nicht, aber ich erkenne meinen Lieblingssweater auch blind. Ist das ein schlechtes Omen? Jedenfalls entschließe ich mich, ihn nicht anzuziehen. Ich will lieber auf Nummer sicher gehen. Ich schließe die vor Leere gähnende Wohnung ab und mache mich auf den Weg.
Ich schüttle den Gedanken an den Traum ab und beschäftige mich mit Dingen, mit denen ich mich jetzt befassen muss: Kälte, öffentliche Verkehrsmittel (vor allem die Buslinie 28), Lehrer. Die Kälte bekämpfe ich aktiv mit einer heißen Schokolade zum Mitnehmen. Kostet mich Geld, das die Klassenlehrerin heute für die Kopien einsammeln will. Aber dieser Problematik werde ich mich erst später widmen. Der Bus Nummer 28 verspätet sich um achtunddreißig Minuten. Sind genau zwölf Minuten zu viel, die ich zu spät komme. In die Arme meines nächsten Problems - des Lehrers. Besser: des Chemielehrers.
Er ist ein Mensch, der mich nicht mag. Ich kann es ihm nicht verdenken, jeder hat das Recht, jemand anderen nicht zu mögen. Aber niemand hat das Recht das so offen zu zeigen, und die nicht gemochte Person deswegen durchfallen zu lassen.

Meinem Chemielehrer ist das egal. Er pfeift auf das, was ich sage, auch, wenn es stimmt. Er prüft natürlich meine Kenntnisse über Wasser und seine vier Anomalien. Eigentlich würde ich sagen, dass man nichts prüfen kann, was es nicht gibt. Zynismus liegt bei meiner Familie in den Genen, schon meine Großmutter wurde von ihrem dritten Ehemann mit den Worten "schön wie eine Rose und doch zynisch wie ein verbitterter, alter Mann" geneckt. Ich fand das sehr rührend, wenn er das sagte, denn er und meine Großmutter lernten sich erst kennen, als sie beide schon über sechzig waren. Aber er hatte Recht, meine Großmutter war auch im Alter noch eine sehr schöne Frau.
Dr. Stein, mein Chemielehrer, macht sich leider nichts aus der Schönheit meiner Großmutter und durchlöchert mich weiter mit Fragen. Er schickt mich, nachdem er mir ein Minus für die Wiederholung eingetragen hat, wieder zurück auf meinen Platz neben Melissa. Melissa ist der Typ Mädchen, die immer alles wissen und immer perfekt aussehen und machen können, was sie wollen, aber jeder findet sie toll. Sie hat ein wunderschönes Lächeln, nur eiskalt und ohne Leben. Ich mag sie auch, aber oft bin ich mir nicht ganz sicher, wie sehr sie mich mag.
Nicht selten habe ich das Gefühl, niemand mag mich so wirklich. Vielleicht liegt das daran, dass mich kaum jemand richtig kennt. Niemand kennt mich. Niemand soll mich kennen. Darauf passe ich schon auf. Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich jemanden zum Reden brauche, der mich einfach nur versteht. Selten, ganz selten, wenn ich mit jemandem rede, denke ich, dass mein Gesprächspartner der richtige ist. Aber eine Stimme in mir sagt dann, dass ich mich gefälligst zusammenreißen soll. Dass, wenn mich jemand kennt, er sich dann darüber lustig machen und es allen erzählen wird. Deshalb vertraue ich lieber niemandem, nur mir selbst.
Bei Melissa dachte ich schon öfter, dass sie mich verstehen kann. Aber wenn ich dann fühle, wie sie mit ihrem bezaubernden Lächeln eiskalt schon ihren nächsten Gesprächspartner fokussierte, sinke ich traurig in mich zusammen. Wenn mich dann mitleidige Gesichter mit falscher Besorgnis fragen, ob es mir denn nicht gut ginge, lächle ich einfach und sage, mir sei ein wenig schwindlig, weil ich zu wenig getrunken hätte.
Das sind dann die Momente, in denen meine Umwelt mich als kaputter Mensch wahrnimmt. Nicht als irgendjemand, der eben da ist und nichts anderes ist als da. Sonst bemerkt keiner, wie sehr ich unter mir, den anderen und dem Umstand, dass ich lebe, leide. Darunter, dass ich die meisten Worte mit mir selbst wechsle. Aber wie heißt es so schön: C'est la vie. - So ist das Leben.
Es folgt eine Englischstunde, die ich nur überlebe, weil die Lehrerin auch Original-Fassungen von Shakespeares Stücken mitgebracht hat. Sie verteilt die dünnen

Heftchen in der Klasse und sagt, jeder solle ein wenig darin schmökern, ehe wir mit der Besprechung von Shakespeares Gesamtwerk beginnen. Ich bekomme Macbeth und ehrlich - diese Sprache haut mich um. Sie sagt in so wenigen Worten so viel. Um mich herum verschwimmt alles, außer Macbeth und meiner Hand, die die Seiten behutsam wendet. Ich lese, sauge die Worte in mir auf und versuche, mir so viel wie möglich zu merken. Mein Lesetempo ist zwar reduziert, wegen des alten Englisch, aber ich verstehe, was Shakespeare meinte. Meine Klassenkameraden sind ganz weit weg, auch wenn Melissa nur zwanzig Zentimeter von mir entfernt sitzt.
In der Pause wird mir plötzlich schlecht, obwohl ich noch nichts gegessen habe, und ich übergebe mich auf der Toilette. Mir ist ganz heiß und ich bin müde. Meine Gelenke tun weh und ich will eigentlich nichts lieber als nichts tun. Als ich die Kabine verlasse, stoße ich mit Lydia zusammen, einem Mädchen aus meiner Klasse. Sie riecht den Gestank meiner Magensäure, legt Nase und Stirn in spöttische Falten und fragt mich, ob ich meine Bulimie nicht besser verbergen könne. Daraufhin stoße ich sie gegen die Tür und wasche mir gründlich die Hände und den Mund mit kaltem Wasser. Ich ziehe mein Handy aus der Hosentasche und will nachsehen, wie spät es ist, da fällt es mir aus der Hand. Ich bücke mich, um es aufzuheben, und dann ich kann nicht mehr aufstehen. Mir wird schwarz vor Augen und ich kann nichts mehr hören.

Ich sitze im Kino. Ich bin allein. Bis auf das monotone Summen des Projektors ist alles still. Auf der Leinwand flimmert ein schwarz-weißer Stummfilm, wie es sie vor hundert Jahren gegeben hat. Die Kamera filmt Hände, grobe Hände, die sich fest ineinander verkrampfen. Langsam gleitet sie an einem Arm hinauf und zeigt Augen, die fest zusammengekniffen werden. Der Mund, offen und starr vor Schreck, zittert und Speichel rinnt auf der Seite heraus. Nun kann ich wieder die Hände sehen und die Kamera entfernt sich langsam von dem Mädchen, wie ich jetzt erkennen kann. Es hört auf zu zittern, wird bewegungslos. Ich kann jetzt sehen, dass das Mädchen auf dem Boden liegt, auf einem dreckigen Kellerboden.
Etwas stimmt nicht mit dem Film. Der Sweater. Er sieht aus wie der meine. Eine Nahaufnahme des Gesichtes lässt mich erkennen, dass das Mädchen meine Nase hat. Die Augen kann ich nicht sehen, sie sind noch immer fest zusammengekniffen. Auch der Mund gleicht dem meinen. Das Mädchen bin ich. Doch sobald ich das denke, hört der Film auf und die Leinwand ist schwarz. Nur der Projektor summt monoton weiter.

Ich fühle mich wie in Watte gepackt, aber es fühlt sich nicht gut an, ich ersticke. Benommen öffne ich meine Augen und ein grelles, neonfarbenes Licht blendet mich.

Sofort schließe ich sie wieder. Eine Tür schwingt auf, schnelle Schritte kommen herein.

"So, wie geht's ihr?", fragt eine tiefe, männliche Stimme.

"Stabil, Herzfrequenz gleichmäßig, wenn auch etwas unter dem Normalwert. Seit etwa einer halben Stunde atmet sie wieder ohne maschinelle Hilfe, allerdings ist sie noch nicht zu Bewusstsein gelangt", antwortet eine weibliche Stimme, sie klingt müde und überanstrengt. Vermutlich ist sie noch sehr jung.

"Welche Ursache könnte der Zusammenbruch haben?", will eine dritte Stimme, ebenfalls männlich, aber sicherlich schon bedeutend älter, wissen.

"Bis jetzt haben wir in die Richtung noch nichts, aber sie hat heute noch nichts gegessen und getrunken. Eine Lehrerin hat gesagt, sie sei seit einiger Zeit generell in sehr schlechter körperlicher Verfassung.", sagt die junge Frau von vorhin.

"Hat die Dame die Begriffe 'einige Zeit' und 'schlechte körperliche Verfassung' vielleicht ein bisschen genauer definiert?", stößt der erste der beiden Männer ärgerlich aus.

Ich mag ihn. Obwohl - vielleicht sollte ich meine Zuneigung vorerst auf seine Stimme beschränken. Ich beschließe, meine Augen zu öffnen. Zuerst muss ich wegen des Lichts heftig zwinkern, aber ich reiße mich zusammen.

Und ich sehe eine müde Frau, noch keine dreißig und trotzdem schon Krähenfüße um die Augen, in einem weißen Kittel, mit braunem, stumpfem Haar, etwa schulterlang, zu einem Zopf gebunden. Sie blickt mir desinteressiert entgegen, aber ich glaube, sie hat einfach seit Ewigkeiten nicht geschlafen. Der jüngere der beiden Männer ist ein gut aussehender Enddreißiger, frisch rasiert, mit dunkelbraunem Wuschelhaar, grünen Augen und einem schiefen Lächeln. Er grinst ein laszives Playboy-Lächeln, aber wahrscheinlich ist ihm das gar nicht bewusst.

Er kommt einen Schritt auf mich zu: "Wie lange bist du schon wach?" Gleichzeitig untersucht er meine Augen, schaut mir in den Mund und legt seine Hand auf meine heiße Stirn. "Wie lange bist du schon wach?", wiederholt er, barsch und unfreundlich. Da er nicht nett zu mir ist, wird er mit meinem Schweigen bestraft. Ich schaue ihn mit großen Augen ganz unschuldig an und muss mir ein Grinsen verkneifen. Das seine ist ihm schon lange aus dem Gesicht gewichen.

Jetzt kommt der ältere auf mich zu, schiebt den jungen Kollegen sanft, aber bestimmt zur Seite.

"Lassen Sie mich mal mit der jungen Lady sprechen. Herzlich willkommen im Privat-Krankenhaus Santa Theresia. Falls Sie sich nicht mehr erinnern können, was passiert ist, muss ich Ihnen leider sagen, dass mir auch noch niemand was erzählt hat." Er

lächelt und schaut kurz zu der jungen Frau. „Aber Dr. Hellens wird Ihnen sicher alles erklären."

„Ach ja, ich habe mich ja noch gar nicht vorgestellt, wie unhöflich von mir: Ich bin Dr. Langer und der Primar, also der leitende Arzt dieser Station. Und das hier hinter mir sind Oberarzt Dr. Kultz und unsere Turnusärztin Dr. Hellens. Und Sie sind, wie ich annehmen darf, Maya Katharina Torkkensson?" Wie ein alternder Gentleman.

Ich sage nichts, hebe nur einen Mundwinkel zur Bestätigung.

"Freut mich. Darf ich fragen, wie Sie zu so einem interessanten Namen gekommen sind?"

Ich sollte nun doch etwas sagen, wenn er so nett zu mir ist.

"Meine Großeltern, sie stammen aus Schweden.", stammle ich leise. Dr. Langer will sich wahrscheinlich einschleimen, denn er meint, Schweden sei ein ganz besonders schönes Land. "Leider muss ich jetzt gehen." Er lächelt, drückt kurz meine Hand und ist auch schon weg.

Die Turnusärztin mit dem müden Gesicht erzählt mir, ich sei in der Mädchentoilette umgefallen und meine Schulfreunde hätten sofort die Rettung gerufen, die mich dann hierher gebracht habe. Ob ich mir denn vorstellen könne, warum ich umgefallen sei.

"Nein.", schüttle ich meinen Kopf und senke ihn gleichzeitig. Was ich vorher denn gemacht habe, fragt diesmal der Oberarzt.

"Mich übergeben.", sage ich langsam und schaue die beiden an. Wieder muss ich mir bei ihrem Anblick das Lachen verkneifen. "Weshalb?" Die Turnusärztin ist auf einmal interessiert und hellwach. Nur kurz hebe ich meine Schultern und lasse sie wieder sinken. Der Oberarzt seufzt und geht ohne ein Wort raus. Dr. wie auch immer sie heißt, sieht mir tief in die Augen und fragt theatralisch, ob ich vielleicht unter Bulimie oder Magersucht leide.

Ich schüttle den Kopf und versichere ihr, dass ich es nicht nötig habe abzunehmen, weil ich mich nicht dick fühle. Sie wiegt den Kopf. Warum ich mich dann übergeben habe, will sie wissen.

"Keine Ahnung, mir war schon den ganzen Tag übel. Vielleicht habe ich ja eine Magen-Darm-Grippe oder so.", schlage ich vor.

"Du hast keine Grippe." Wie selbstsicher sie das sagt. Bestimmt hat sie sich das gerade erst ausgedacht.. "War vielleicht Blut im Erbrochenen?", nervt Frau Doktor weiter, aber dieses Mal klingt sie nebenbei auch noch ehrlich besorgt, so als wäre sie meine Oma und ich ihr todkrankes Enkelkind.

Ich denke nach. Suche eine kluge Antwort. "Keine Ahnung, es war dunkel auf dem Klo." Ich versuche unbekümmert zu klingen.

"Auf welcher Schultoilette gibt es heutzutage kein elektrisches Licht?", erkundigt sie sich spitz, spöttisch.
Soll ich mich geschlagen geben? Die Wahrheit ist, dass ich seit geraumer Zeit auf die Toilette stürze und mich einfach grundlos übergeben muss. Zuerst befürchtete ich, ich sei ein Vergewaltigungsopfer, das die schlimme Tat verdrängt hat und nun sei ich schwanger. Doch ein in der Drogerie geklauter Schwangerschaftstest fiel eindeutig negativ aus. Vor etwa drei Wochen bemerkte ich dann, dass die Kotze sich rot gefärbt hatte, aber ich dachte, mein Zahnfleisch blute oder so. Natürlich weiß ich, dass ständiges Erbrechen nicht unbedingt meiner Gesundheit förderlich sein kann, aber ich hoffte einfach auf ein Ende. Und ich hatte beschlossen: Niemand durfte davon erfahren. Niemand.
Und jetzt hat sie es raus gefunden. Die müde Ärztin, die mich erst interessant findet, wenn sie entdeckt hat, dass ich heimlich Blut kotze. Als könnte sie in meinen Gedanken lesen, dass ich sie für eine sensationsgeile Ärztin ohne Sinn für die Patienten halte, steht sie auf und verlässt das Zimmer. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, deshalb weiß ich nicht, was sie fühlt. Ob sie wütend ist oder beleidigt oder einfach nur besorgt.
Wahrscheinlich ist sie bloß neugierig und will wissen, was ich habe. Vielleicht habe ich eine seltene Krankheit, die noch nicht erforscht wurde und ich werde jetzt das allererste Versuchskaninchen sein und sie die Ärztin, die berühmt wird, weil sie eine Heilmethode finden wird. Oder vielleicht, vielleicht hat die primitive Lydia Recht und ich habe eine verkorkste Version der Bulimie. Seitdem ich nämlich kotzen muss, habe ich dreieinhalb Kilo abgenommen.
Die Krankenschwester bittet mich, ihr meine Arme zu zeigen. Ich bin brav und gehorche der rauen Stimme, die exakt zu ihrer Trägerin passt. Sie wiegt eher zu viel als zu wenig. Die Haut ist gerötet, so als wäre sie bereits einige Stunden der Kälte des sibirischen Winters ausgeliefert. Sie nimmt mir Blut ab. Während sie damit beschäftigt ist, lese ich auf ihrem Schild: Theodora Mirkacz, Diplom-Krankenschwester. Ich frage mich nur, wo sie ihr Diplom bekommen hat, denn sie sticht so wie sie aussieht, wild und rot.
Ich denke über den Namen nach. Theodora kommt aus dem Griechischen und bedeutet „ich liebe Gott" oder so ähnlich. Das hat mir einmal mein Großvater erzählt. Er ist ein echtes Sprachgenie. Er spricht nicht nur Schwedisch, Englisch und Deutsch fließend, nebenbei kann er auch Altgriechisch, Neugriechisch und Französisch.
Gerade ist er dabei, sein Spanisch zu perfektionieren. Ich mag ihn wirklich sehr. Mit ihm kann ich über alles reden, außer über den zweiten Weltkrieg und über Prominente, die nur berühmt sind, obwohl sie nichts Großes leisten. Über den zweiten

Weltkrieg will er nicht reden, weil darin sein älterer Bruder gefallen ist, den er so gerne hätte kennen lernen wollen. Und die Promis findet er einfach nur zu dämlich und deshalb der Worte nicht wert.
Als Theodora endlich fertig ist, beschriftet sie das Plastikpäckchen mit meinem Blut, dann geht sie raus, nicht ohne die Tür ordentlich zuzuknallen. Ich bin wieder allein und einsam. Und ich finde es lustig, zu rätseln, welche schreckliche Krankheit ich wohl habe, weil sie mein Blut untersuchen müssen. Außerdem hätten sie nur bis morgen warten müssen, dann hätte ich wieder Blut gekotzt. Das hätte viel Arbeit erspart.
Nach einer Zeit kommt der Arzt mit dem Playboy-Grinsen zurück, ohne Grinsen, aber mit einer riesigen Nadel. Er befiehlt mir, mich seitlich hinzulegen und lässt Theodora, die plötzlich da ist, meine Hüfte gegen das Bett drücken. Playboy nuschelt etwas in der Art, ich werde kurz ein bisschen Schmerz spüren und ehe ich eine Frage an ihn richten kann, rammt er mir die Nadel in die Hüftengegend. Es kommt mir so vor, als würde er eine Ewigkeit darin herumbohren bis er sie endlich wieder herauszieht. Ohne ein weiteres Wort verschwinden die beiden. Ich denke angestrengt darüber nach, welchen Sinn die Aktion mit der Nadel gehabt haben könnte. Aber im Endeffekt muss ich mich damit zufrieden geben, dass ich keine Ahnung habe.
Was mich wundert, ist die Tatsache, dass mich noch niemand besucht hat. Gut, meine Mutter frequentiert derzeit irgendwo in der Weltgeschichte sämtliche Büros von Geschäftspartnern, und meine Großmutter und ihr dritter Ehemann verbringen ihren Lebensabend auf einer El Hierro.
Theoretisch könnte es auch sein, dass meine ganze Klasse vor der Tür wartet, und die bösen, bösen Ärzte halten sie mit dem Standardsatz "Sie braucht jetzt viel Ruhe!" davon ab einzutreten. Ich könnte rausgehen, ohne dass mich jemand bemerken würde. Ich würde nicht lange bleiben, nur kurz nachsehen, ob sich jemand, den ich kenne, um mich sorgt.
Am ehesten traue ich das meinem Großvater zu. Vielleicht ist er draußen und wartet nur darauf, dass ich die Regeln breche und ihn hole. Ich entschließe mich, nachzusehen.
Auf Zehenspitzen tapse ich zur Tür und versuche sie behutsam zu öffnen, was mir schwer fällt, weil sie entsetzlich laut quietscht. Bis jetzt ist mir das noch nicht aufgefallen, aber vielleicht liegt es daran, dass es jetzt so still ist im Zimmer.
Ganz langsam mache ich die Tür einen Spalt auf und sehe einen stinknormalen Krankenhausgang, der eigenartigerweise leer ist. Das kann zweierlei bedeuten: dass das Personal momentan Mittagspause macht, oder dass ich mich in einer besonderen Art

von Quarantäne befinde. Um offen zu sein, hoffe ich, dass die erste Vermutung zutrifft. Auch wenn es eine Schweinerei ist, dass niemand auf mich aufpasst. Ich schleiche zum nächsten Lageplan, denn ich will wissen, wo ich im Notfall rauskomme aus diesem Krankenhaus. Ganz ehrlich: Schwester Theodora würde ich mein Leben nicht anvertrauen. Von links kommen trampelnde Schritte. Ich renne so schnell ich kann zurück in mein Zimmer.

Es klopft. Zweimal hintereinander, ganz schnell. Herein.

Dr. Langer steckt den Kopf ins Zimmer und fragt, ob ich mich freuen würde, wenn ich Besuch bekäme. Ohne auf meine Antwort zu warten, huscht er herein und bittet höflich, dass er sich setzen darf. Es sieht zwar lustig aus, wenn er hereinkommt, als dürfe niemand wissen, dass er's tut. Aber sein Gesicht ist sehr ernst. Er ist älter als er zu sein scheint, er ist bestimmt schon über sechzig, grauweißes Haar, tiefe Furchen um Mund und Lachfalten um die Augen. Ich nicke und rücke auf die andere Seite, lasse ihn aber nicht aus den Augen.

Er schluckt, räuspert sich und meint: "Maya, ich will Ihnen nichts verheimlichen. Wir haben Ihr Blut untersucht. Sie haben eine sehr hohe Anzahl an Leukozyten. Wir erstellten also auch ein Differentialblutbild, um uns das genauer anzusehen und wir mussten feststellen, dass die Lymphozyten besonders viele waren und leider auch besonders viele nicht brauchbare. Das bedeutet, dass Sie zwar viele Lymphozyten haben, die sind aber nicht ausgereift und können nicht machen, was sie machen sollen."

Er sieht mich an, als erwarte er, dass ich in Tränen ausbreche oder ohnmächtig werde. Aber warum sollte ich mir Sorgen machen, weil meine Lymphozyten irgendwas nicht können?

"Was heißt das jetzt konkret?", frage ich.

Als wäre er peinlich berührt, dreht er sein Gesicht weg. "Deshalb mussten wir auch die Knochenmarkpunktion durchführen. Dort werden die Leukozyten nämlich hergestellt. So bestätigte sich unsere Vermutung." Er schaut mich wieder an und nimmt meine Hände, ich lasse das sogar zu, aber seine Hände sind kalt. In seinem Gesicht steht, dass ich jetzt stark sein muss. Dann senkt er den Kopf, schluckt und atmet tief durch. Flüsternd, ich kann es fast nicht hören, so leise, sagt er ein einziges Wort. Niemals zuvor hatte ich es je für möglich gehalten, dass ein einziges Wort, ein lächerliches Wort, bestehend aus drei Silben, bestehend aus acht Buchstaben, die wie zufällig aneinander gereiht scheinen, ein Leben derart verändern können, dass der Mensch, der dieses Leben lebt, es später nicht mehr wieder erkennt. Ein Wort.

"Leukämie."

Sarah Victoria Hoch
geb. 1989, wohnhaft in Wels
Schule: Wirtschaftskundliches Realgymnasium der Franziskanerinnen Wels,
seit 2007 – Studium der Germanistik an der Paris-Lodron-Universität Salzburg

STILLE ÜBER DEN WASSERN

Das Erste, was ich sehe, wenn ich morgens meine noch vom traumlosen Schlaf schweren Augen öffne, sind die leuchtend roten Ziffern der Digitaluhr am Nachtkästchen. Im Zimmer ist es dann meist noch halbdunkel - grau -, als ob alles im Nebel läge, und von draußen dringt der tosende Lärm der Großstadt an mein Ohr. Aber nur seltsam gedämpft – als ob alles nur ein Traum wäre – ein Traum im Nebel. Nur die leuchtend roten Ziffern, die mir buchstäblich ins Auge stechen, machen mir, dem einsamen Licht eines Leuchtturms über dem kalten Meer gleich, klar, dass ich wache und nicht träume, dass dies die Wirklichkeit ist, kein Traum.
Mein zweiter Blick gilt immer ihm. Er schläft noch. Ich höre es. Und wenn ich genau hinblicke, kann ich es sogar sehen – wie sich sein Rücken, seine Schultern im Halbdunkel mit jedem seiner langsamen, ruhigen Atemzüge heben und wieder senken. Er kehrt mir immer den Rücken zu. Genauso wie ich immer seinen Rücken betrachte. Ich weiß gar nicht, wie sein Gesicht aussieht, wenn er schläft. Seltsam eigentlich. Ich muss es einmal gewusst haben, es muss so sein. Aber ich kann mich nicht mehr erinnern. Ich muss es vergessen haben. Und jeden Morgen wieder möchte ich ihn berühren. In jenen Sekunden, Minuten, Stunden im grauen Halbdunkel, bevor der Wecker läutet. Ich tue es nie. Ich weiß eigentlich gar nicht wieso. Irgendetwas hält mich immer davon ab. Vielleicht ist es Angst. Oder auch nur eine Art seltsame Vorahnung. Die Angst, die Vorahnung – töricht eigentlich -, dass er verschwinden könnte, wenn ich ihn berühre, dass er, oder das wofür ich ihn halte, mein Traum, die Wirklichkeit, wie eine Seifenblase einfach zerplatzen könnte.
Aber immer, wenn ich mich wieder soweit unter Kontrolle habe, dass ich zu wissen glaube, dass er nicht verschwinden wird, immer dann, wenn ich meine Hand schon nach ihm ausstrecke, wenn sie nur noch Zentimeter, Millimeter von ihm entfernt zu sein scheint, läutet der Wecker. Ein unangenehmes, lautes, schrilles Geräusch, das mich jedes Mal wieder zusammenschrecken lässt. Ich kann ihn nicht erreichen. Nie.
Das Prozedere, das folgt, ist jeden Morgen gleich. Das Tasten seiner rechten Hand nach dem Wecker. Die Art und Weise, wie er gähnt, wie er sich streckt. Die Zeit, die verrinnt während er im Bad ist. Die Worte, Wörter, Laute, die er von sich gibt, die an meine müden Ohren dringen. Das Frühstück, das er isst. Die Teile der Zeitung, die er liest. Die Reihenfolge, in der er seine Schuhe anzieht. Das Geräusch der Tür, die hinter ihm ins Schloss fällt. Kalt und laut.
Ich weiß nicht mehr, wann es war. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Irgendwann eines Morgens bin ich ihm einfach hinterher gegangen. Einfach so. Ohne besonderen

Grund. Heute ist es mir eine lieb gewonnene Beschäftigung geworden, meine lieb gewonnene Beschäftigung, die einzig wahre, die ich habe. Mehr noch. Es ist zu einer Sucht geworden. Ich kann gar nicht mehr anders. Und ich will auch gar nicht. Es ist ja nicht so, dass ich mich langweilen würde, wenn ich zuhause bin. Aber neben allen denkbaren Alternativen erscheint mir diese hier die sinnvollste. Und auch die angenehmste. Nur die Routine macht mir Angst. Angst, dass sich etwas ändern könnte. Angst, dass ich nur träume. Vor allem manchmal, in einem dieser merkwürdigen Momente, wenn sich wieder, ganz plötzlich ohne Vorwarnung, dieser seltsame Schleier über meine Augen senkt, alles unscharf und milchig-grau werden lässt. Wie in einem Traum. Voller Nebel . Ich habe keine Ahnung, was das ist. Vielleicht sollte ich zum Arzt.

Er arbeitet in einem dieser riesigen Bürokomplexe. Hoch oben. An manchen Tagen den Wolken näher als dem Erdboden. Und ich – ich habe Glück, denn gegenüber diesem Wolkenkratzer voller eifrig arbeitender Menschen steht ein ähnlich grausig großes Ungetüm, das hoch oben, höher noch als sein Büro, ein Cafe beherbergt. In diesem Cafe sitze ich den ganzen Tag über und beobachte ihn. Ich kenne jede seiner Bewegungen. Auswendig. Ich habe sie so oft gesehen. Und ich liebe jede seiner Bewegungen. Genauso wie ich sie auch hasse, weil sie nicht mir gelten. Und weil er ein Stück Papier, eine Akte, einen Bleistift mit derselben Liebe, Liebe und Routine, behandelt wie mich.

Ich habe keine Ahnung, was er denkt, was ich den ganzen Tag über tue. Er hat mich noch nie gefragt. Wenn er mich fragen würde, wüsste ich nicht, was ich sagen sollte. Er wollte nie, dass ich arbeite. Also habe ich es gelassen. Ich habe mich ja auch nie irgendwozu irgendwie besonders berufen gefühlt. Also habe ich es einfach gelassen. Von dem Geld, das er mir gibt, könnte ich mir alles kaufen, was ich will. Es wäre nicht nur genug – es wäre ihm auch egal. Auch im Haushalt brauche ich nichts zu tun – das erledigt alles unsere Haushälterin. Manchmal da frage ich mich, wofür er mich braucht. Aber nur für einen kurzen Moment. Dann senkt sich wieder jener milchig-graue Schleier über meine Augen und reißt mich aus meinen Gedanken, indem er aus der Wirklichkeit eine nebelige Traumwelt macht. Das Geld rühre ich kaum an – ich wüsste auch nicht wofür ich es verwenden sollte. Alles, was ich brauche, habe ich. Und alles, was ich kann, alles was ich will, ist weiter hinter ihm herzulaufen und ihn zu beobachten.

So sitze ich also tagein tagaus in diesem kleinen Cafe und beobachte durch riesige Fenster ihn. Und auch mich. Mein Spiegelbild, das von grau-schwarzen Hochhäusern durchzogen wird und dadurch eine seltsame aschgraue Farbe bekommt. Hin und

wieder lese ich etwas oder schreibe etwas auf, um nicht eigenartig oder verdächtig zu wirken. Manchmal fällt mein Blick auch auf den kleinen goldenen Ring an meiner rechten Hand. Ich drehe ihn mit dem Daumen hin und her, immer im Kreis herum – so lange bis mich meine Finger schmerzen. Als ob ich einen Anfang suchen würde, oder ein Ende. Doch ich finde nichts. Ich fühle nur. Ein Ende, so deutlich, so tief in mir.

Aber meistens, meistens starre ich einfach nur zum Fenster hinaus und beobachte ihn. Ihn, den ich so sehr liebe. Geliebt habe. Lieben werde. Trotz und gerade wegen all der Routine.

Abends dann um halb sieben verlässt er sein Büro. Jeden Tag um dieselbe Uhrzeit. Jeden Tag mit denselben Bewegungen. Er geht zu Fuß in die Arbeit und auch nach Hause. Hier im Zentrum der Großstadt ist das eindeutig klüger als mit dem Auto zu fahren. Und ich folge ihm. Wie immer. Einmal mit mehr, einmal mit weniger Abstand. Zwischen all den Menschen. Menschenmassen. Ich glaube nicht, dass er mich jemals gesehen, bemerkt hat. Er dreht sich niemals um. Nie. Er wirft nie einen Blick auf das, was hinter ihm liegt. Niemals. Auch nicht auf mich, die ich immer hinter ihm herlaufe, hergehe, herstolpere, weil ich nicht mit ihm Schritt halten kann.

Plötzlich aber verschwindet er. Vor meinen Augen. Einfach so. In eine dieser vielen kleinen, dunklen Seitengassen der Großstadt. Es reißt mich aus meinem Trott. Er reißt mich aus meinem Trott. Was tust du da? Er geht sonst nie dorthin. Irritiert verharre ich. Bleibe wie angewurzelt stehen. Dutzende Menschen, Menschenmassen, drängen sich an mir vorbei. Tosender Straßenlärm betäubt meine Ohren und es herrscht Stille. Schweigen. Ich versuche zu erkennen wo er ist. Es ist so dunkel. Einen Schritt nur gehe ich in jene Gasse. Und mit einem Mal ist er wieder da, all der Lärm der Großstadt. Dort, das muss er sein, ja, das ist er. Ich erkenne seine Gestalt und seine Bewegungen. Aber da ist noch jemand. Geliebter, was tust du da? Er spricht mit ihm. Aber plötzlich zieht er etwas aus seiner Manteltasche und rammt es drei, vier, fünf, acht Mal in den Leib des Fremden, der unter Röcheln, wie in Zeitlupe, zu Boden sinkt. In die Finsternis, in den Dreck der Großstadt. Ich sehe, wie er sich über jenen Mann beugt. Höre dessen leises Röcheln, das Tropfen seines Blutes, lauter als alles andere – als all den Straßenlärm, der plötzlich aus einer anderen Welt zu kommen scheint, dumpf und leise, fast lautlos. Unwirklich. Surreal. Ich fühle, wie sich Wahnsinn über mich zu senken droht, langsam von mir Besitz ergreifen will, und wie einmal mehr noch mich der milchig-graue Schleier, der sich über meine Augen senkt, dem Wahnsinn entreißt. Und dennoch die Zeit und der Raum, die Welt, völlig aus dem Gleichgewicht scheinen. Völlig apathisch und hilflos stehe ich dort in der Dunkelheit und mit einem Mal dreht er sich um. Er sieht mich an. Eine Ewigkeit. Und doch nur unmessbar kurz. Zum

ersten Mal hat er mich wirklich angesehen. Und mich dennoch nicht erkannt. Dann dreht er sich blitzschnell wieder um und nimmt hastig davon stolpernd Reißaus in die entgegen gesetzte Richtung.
Einen Moment noch, eine Ewigkeit muss ich dort gestanden haben. In dieser absoluten, absurden Stille. Stumme, stumme Welt. Dann aber verfiel ich wieder in meine alte Routine. Schleppe mich langsam und wie betäubt nach Hause. Wie immer ist niemand zuhause, wenn ich die dunkle Wohnung betrete, in der jeder Schritt seltsam laut widerhallt. Die Haushälterin ist schon weg. Und er ist noch nicht da. Wie immer. Normalerweise muss ich immer eine kleine Abkürzung nehmen, um ihn zu überholen. Aber heute – heute ist noch nicht einmal das notwendig. Er hatte ja einiges an Umweg vor sich. Er war in die völlig falsche Richtung gelaufen. Vielleicht auch in die einzig richtige.
Dann kommt er nach Hause. Ich höre seine Schritte, ihr hohl klingendes Hallen im Treppenhaus. Der Schlüssel im Schloss. Die Tür, die zufällt. Kalt und laut. Er ist wie immer - nicht kühl - nein, routiniert liebevoll. Draußen der Straßenlärm. Drinnen seltsam unwirklich wirkendes grelles Licht, das die Zimmer überflutet. Es ist alles so wie immer. Ah. Er spricht. Es tut gut seine Stimme zu hören. Er spricht, aber es sind nur wieder jene Worte, Wörter, Laute, die ich jeden Abend höre – schon hunderte, tausende Male gehört habe und doch immer wieder hören möchte. Hören muss. Jede Silbe ist ein Beweis. Ein Beweis, der mir versichert, dass ich Recht habe. Der mich beruhigt. Alles ist wie immer. Er ist wie immer. Alles ist wie immer. Alles ist unwirklich. Ich versuche es zu verstehen. Krampfhaft. Aber ich verstehe es nicht. Kann es nicht verstehen. Verstehe ihn nicht.
Dann geht er zu Bett. Und auch ich lege mich wieder neben ihn, nachdem ich das Licht ausgeschaltet habe und sich tiefgraue Nachtschwärze über unsere Körper gesenkt hat. Still und stumm liegen wir nebeneinander. Wie immer höre ich seinen ruhigen, gleichmäßigen Atem. Höre wie er immer langsamer wird und weiß genau, wann er schläft. Sein Körper ist vielleicht zehn Zentimeter von meinem entfernt. Und dennoch könnte die Distanz zwischen uns nicht größer, nicht schmerzhafter sein. Ich höre den Lärm der Großstadt draußen, der Stadt, die niemals schläft, niemals ruhig ist, niemals verstummt, immer unbarmherzig weiter lärmt. Die Gedanken in meinem Kopf rasen so schnell, dass ich noch nicht einmal mehr weiß, was ich denke. Aber der Lärm und die Nachtschwärze betäuben sie, betäuben mich und irgendwann dann schlafe auch ich ein, sinke in einen traumlosen Dämmerzustand, der nichts als stechende Kopfschmerzen verursacht.
Am Morgen dann ist alles so wie immer. Ich öffne meine vom traumlosen Schlaf noch

schweren Augen und das Erste, was ich sehe, sind die noch immer grell, zu grell, rot leuchtenden Ziffern der Digitaluhr. Draußen wütet bereits wieder das Ungeheuer Großstadt unter tosendem Lärm, der dennoch nur seltsam gedämpft ins graue, nebelige Halbdunkel des Zimmers dringt, als ob irgendetwas das Zimmer von der Außenwelt völlig abschotten würde. In eine andere Dimension, eine andere Welt versetzen würde.
Wieder betrachte ich seinen Rücken, seine Schultern, die sich stumm mit jedem Atemzug heben und senken. Immer wieder. Ruhig und gleichmäßig. Wieder möchte ich ihn berühren. Und wieder tue ich es nicht. Die Angst ist übermächtig. Der Wecker läutet. Ein unangenehmes, lautes, schrilles Geräusch, das mich wie immer zusammenschrecken lässt.
Alles ist wie immer. Er ist wie immer. Er ist immer noch der Gleiche. Und doch hat er einen Menschen getötet. Und doch ist er jetzt ein Mörder. Ich habe es gesehen. Irgendwo da draußen, im Lärm der Großstadt muss er mir abhanden gekommen sein.

Nina Maria Metzger
geb. 1990, wohnhaft in Marchtrenk
Schule: WRG Wels, seit 2008 Universität Wien (Germanistik)

DURCHBLUTUNGSSTÖRUNGEN

Erste Szene

Es ist ein warmer Frühlingsmorgen, so angenehm warm als wäre Mai oder ein äußerst warmer Apriltag. Person 1 liegt unter einer Parkbank und schreibt etwas auf die Unterseite der besagten Bank. Die passierenden Bewohner der Stadt Wahllos, in der wir uns befinden, beachten sie kaum bis gar nicht. Es ist neun Uhr dreizehn als der Bus an der Haltestelle Parkbank, nachdem er die Anfangshaltestelle Würstlbude pünktlich um acht Uhr neunundfünfzig verlassen hat, hält und Person 2 aussteigt. Person 2 hat einen traurigen Gesichtsausdruck während sie aussteigt, doch dieser wird gleich darauf durch ein ehrliches Lächeln erhellt, als Person 2 Person 1 erblickt. Person 2 beugt sich, noch immer lächelnd, zu Person 1 hinunter, die diese bald bemerkt und sich erfreut aufrichtet.

1: Nein!
2: Ja doch!
Die beiden umarmen sich und setzen sich auf die Bank.
2: Du kannst es nicht lassen
Wie immer, wie früher, weißt du noch
Wie viele Male saßen, lagen wir auf, unter einer Bank
1 (lacht): Weißt du, ich habe nie so ganz verstanden, warum jemand seine Uhr um das Fußgelenk legt
Und da braucht man dann aber auch ein langes Uhrenband
Oder schmale Fußgelenke
Oder beides
2: Beides ist gut, aber wenn deine Fußgelenke so schmal sind, dass deine Uhr drumherum passt, dann müssen sie schon sehr schmal sein
1: Ja schon
2: Da hab ich mich auch selbst gefragt, wie ich mir „Frühstück bei Tiffany" angesehen habe, ob das ein extralanges Uhrenband ist
1: Das haben sie wahrscheinlich mit der halben Badewanne gekauft
Als sie bemerkt haben, dass sie nicht nur ein extralanges Uhrenband, sondern auch einen vergoldeten Zigarettenspitz, eine halbe Badewanne und ein Telefon im Koffer brauchen
Obwohl das mit dem Telefon im Koffer geht ja noch
Und für den Rest gibt es sicher solche Geschäfte.
2: Für solche Sachen?
1 (gedankenverloren): Welche Sachen?

Stille

2: Milch
Gestern habe ich mir die Milch aus dem Kühlschrank gestellt
Weil ich sie trinken wollte
1: Nein, stell dir vor
2: Was ich da gefunden habe
Einen Zettel, den hatte ich schon fast veressen
Für mein Begräbnis
Weißt du, man kann ja nie wissen was mit einem passiert
Heute sitzt du da und morgen nicht mehr
Weil dich einer umbringt, entweder du oder ein anderer oder überhaupt was ganz was anderes
1: Sehr rücksichtsvoll von dir
2: Eigentlich nicht rücksichtsvoll, sondern vorsichtsvoll
1: Du siehst ja nach vorne
2: Und nicht nach rück
1: hast du die Milch dann auch getrunken
2: Anfangs konnte ich sie nicht trinken
da war sie zu kalt. und ich auch
Durchblutungsstörungen in den Händen,
da wird nichts mehr warm
Zumindest nicht solange du nicht einschläfst
Und einschlafen wollt ich ja nicht, weil ich ja

die Milch noch trinken wollte,
hatte ich sie doch extra rausgestellt
Da war also mein Kopf ganz heiß, der wollte die Milch, aber die Hände wollten nicht
Das hat mich dann daran erinnert wie ich zwölf war
1: Und wir im Zug nach Wien Westbahnhof ein Raucherabteil gesucht haben
2: Nein, damals waren wir doch nicht zwölf
1: Ja, das war vor einem halben Jahr
Aber das hat mir auch gefallen
Als wir keinen Raucherwagon finden konnten und am Gang stehen bleiben mussten
2: Wo der Portugiese rauchte
1: Wo wir versuchten stehen zu bleiben, indem wir uns am Gürtel des jeweils anderen festhielten
2: Multipliziere es mit der Unendlichkeit
1: Dann ist es das Leben
2: Du hast die Jazzmusik vergessen
1: Pardon
Ich werde mich hüten sie noch einmal zu vergessen
Wie könnte ich diese Busfahrt überhaupt jemals vergessen
während wir davon sprachen
so viele Stunden hatte sie gedauert
nach Medugorje
2: nach Medugorje

Stille

1: Der Zettel
Was stand darauf
2: Wie gesagt
so richtig kann man nie wissen wann es so weit ist
mit dem Sterben
Ich weiß nicht warum, aber ich hatte immer diesen Gedanken, dass es bei mir früher als bei anderen sein würde
Um auf alles vorbereitet zu sein,
hatte ich immer diesen Zettel in meiner rechten Hosentasche
Auf dem stand welche Lieder und Texte ich für mein Begräbnis vorsehen würde
Da gehst du auf die Straße, da kommt ein Auto, da kann es schon vorbei sein
Aber meine Mutter meinte ja, was denn wäre, wenn ein Feuer ausbräche
Noch dazu, wo ich immer so nah am Adventkranz saß
Also legte ich den Zettel in den Kühlschrank, voller Vertrauen, dass ihm hier nichts geschehen könne
1: Wo er noch immer ist?
2: Nein nein
als ich ihn wieder fand, also gestern, kam der Zettel wieder in die Hosentasche
Aber dort wurde er dann von der Waschmaschine zerstört
Ich war sehr traurig damals
also gestern
Für einen neuen war ich noch nicht bereit, also gestern
Ich bin es immer noch nicht
Obwohl ich jederzeit sterben könnte
Was soll ich tun
1: Ich weiß es nicht

Stille

2: Hm, weißt du noch damals
Als wir zum ersten Mal etwas gestohlen hatten
1: Das war ein Hochgefühl
unvergesslich
Oder als wir mitten in der Nacht den Einkaufswagen im Bach versenkten
Ich habe selten so gelacht
2: Ich auch

1: Oder als wir mitten in der Nacht auf der Verkehrsinsel einschliefen …

Stille

2: Gestern als ich also so in der Küche saß und das Glas vollgefüllt mit Milch ansah, da dachte ich, es wäre nicht dumm mit dem Auto in einen Zaun zu fahren
1: Keine schlechte Idee, das sollten wir unbedingt einmal machen
2: Aber zuerst muss ich mein Herz vergessen, sonst kann ich mich nicht zum Spaß zwingen
1: Tu das
Ich hab das ja schon hinter mir
Anfangs tat es ja noch weh, aber ein Donnerstagmorgen, ein Donnerstagabend, ein Freitagmorgen, ein Freitagabend, kein Samstagmorgen, ein Samstagabend helfen da schon
Zumindest halfen sie bei mir
Obwohl ich manchmal immer noch weine
2: Naja
Sicher
Ich auch
1: Ja, du auch
2: Da ist es ja noch frisch
Und wenn es weh tut, tut es weh
1: Du musst nur fest genug auf die Zigarette drauftreten damit sie ausgeht!
2: Ich weiß, aber ich getraue mich nicht
Das ist, als würdest du dir selbst ein Messer in den Bauch stechen
1: Messer in den Bauch stechen, Zigarette austreten, nicht mehr dran denken – ist doch alles das Gleiche
Schließ die Augen!
2 (flüsternd): Es ist beinahe schon so als hätte ich Zündhölzer in meinen Augen, die meine Lider oben behalten
1: Weißt du, ich werde dir helfen sie raus zu bekommen
2: Aber bitte schnell
Ich fühle mich nämlich wie ein entkoffeinierter Café Latte ohne Milchschaum, dafür aber mit Zucker
1: Schon Bertolt Brecht warf seinen Zigarettenstummel weg und schlief beunruhigt ein
Also werden wir das auch schaffen
2: Für wahr

Person 1 holt ein Päckchen Zigaretten aus ihrer Jackentasche, bietet Person 2 eine Zigarette an, die dankend annimmt, und zündet sich schließlich selbst eine an.
Die beiden rauchen schweigend.

2: Aber weißt du
Das mit dem Beunruhigt geht schon ganz gut
Geht wie geschmiert, eigentlich

Person 1 wirft die Zigarette auf den Boden und tritt sie aus, Person 2 tut es ihr gleich

2: Letzte Woche war das
1: War was
2: Da wollten sie mich nicht in die Intensivstation lassen
„Unter achtzehn" hieß es
wäre das nicht gestattet
1: Wie seltsam dieses Wort ist
Gestattet
fast wie bestattet
oder, seltsam?
oder seltsam auch
Selt
Sam
2: Dann bin ich zu Hause geblieben
1: Ja, was sonst
Warum warst du in der – nein, vor der Intensivstation
2: Da lag jemand drin den ich kenne
Jetzt nicht mehr
1: Jetzt kennst du ihn nicht mehr
2: Das auch
Aber jetzt liegt er dort nicht mehr
1: Wo ist er jetzt?
2: Im dritten Stock
Im linken Flügel
Im zweiten Zimmer links
Im rechten Bett
1: Ach da
Wie kam er denn ins Krankenhaus?
2: So wie sie alle hinkommen
Naja nicht alle

Es war nicht der Wagen, es war der Hubschrauber
1: Dann war es wohl ernst
2: Was ist schon ernst
1: Viel zu Vieles
2: Da geb ich dir Recht
1: Und wie geht es dir
2: Das ist so eine Frage
Wie eine komplexe mathematische Gleichung, als würden die Menschen aus beiden Summanden getrennt die Wurzel ziehen,
so wird sie beantwortet
Entweder die Menschen sind so unbedacht oder es geht ihnen wirklich gut
Aber da bin ich mir nicht so sicher
Wieso sollte es den anderen Menschen gut gehen?
Nein, nein
Das kann nicht sein
Nicht so
1: Möchtest du es Trotzdem versuchen?
2: Ich weiß nicht

Stille

Ich beginne damit
Vielleicht kann ich einen Teil davon sagen
1: Tu das
2: Kalt fühle ich mich
Und kalt geht es mir
1: Aber du hast doch Durchblutungsstörungen
…
2: Die dazu beitragen
es ist ja so: nicht nur außen ist es kalt, innen nämlich auch
um nicht zu sagen tot
1: Tot gefroren?
2: Nicht ganz gesagt
Taiga oder Tundra
nicht ganz tot halt
Boreales hätte vielleicht noch eine Chance
1: Ach
So
2: Weinen kann ich noch
Aber weil ich nicht weiß, wie andere Menschen fühlen, weiß ich nicht, ob ich kälter bin, ob ich kälter fühle als andere
Ich glaube nämlich schon
Dass ich kälter bin
und egoistisch
aber welches Ego ist nicht istisch …
und trotzdem ist es im Kopf und irgendwie
es tut nicht so weh
wie es weh tun sollte
es ist un-gut
und raus will es
RausRaus
1: Nur weiß es nicht wie
Dass wissen sie alle nicht
Quasi keiner
2: Und es macht mich traurig
dass ich ihn nicht erkenne
und er mich nicht mehr kennt
so anders – auf ein-, oder ein anderes – Mal
nach all den Jahren
nach all der Kindheit!!
1: Plötzlich geschieht das
Und aufhalten kannst du's nicht
2: Da mäht es mich vorher nieder,
das Fremd-Sein
1: Ja, es mäht ganz gern
weil es ja so rücksichtslos ist
und leichtsinnig; ein bisschen wie ich damals
Als ich am Tisch tanzte und mir dachte, dass da ein Brett wäre
Es war ja dunkel
Und ich und mein leichter Sinn, wir traten sehr überzeugt auf
Ins Leere traten wir drauf
und schon war die Rippe gebrochen
2: und meine Lippe verbrannt
von all der Hektik und Sorge
Ich erinnere mich
1: Trotzdem war es schön
2: Gerade deswegen war es schön
1 (lacht): Jaa
Wusstest du; die Japaner glauben an den Hasen im Mond, der Reisküchelchen bäckt.

2: Mensch gegen Tier
der arme Hase wird den Kampf sicher verlieren
1 (schüttelt lächelnd den Kopf): Hach
Ich kann nicht denken
Mein Kopf ist so voll
du solltest hinein sehen können
dann wäre alles gut
1 (als hätte sie nie von etwas anderem gesprochen): Nenn mich egoistisch
Aber ich weiß ganz genau, wenn er spricht bin ich nicht da
Er spricht in meine Worte, ohne dass es für andere wie eine Unterbrechung wirkt
Er treibt mich in den Wahnsinn
Ich möchte ihn schlagen, ihn wach rütteln, damit er mir zuhört
nur Mir
Er soll im richtigen Moment schweigen und im richtigen Moment sprechen
Er soll für mich da sein
Nicht nur am Telefon will ich stolz sein können auf ihn
2: Ich nenne dich nicht egoistisch
Oder vielleicht doch
schließlich sind wir da ja alle gleich
wenn es um unser Ego geht
Aber
aber vielleicht ist das alle zu viel
Trenn dich von ihm
1: Als wäre das so einfach
Wie soll ich mich von der Familie trennen
Wie kann ich mich vom Blut trennen
ohne mich zu töten?
2: Zieh hinauf nach Uppsala und komm nie wieder
1: Hast du sonst noch Wünsche
Soll ich vielleicht die Hermann-Göring-Werke übernehmen
2: die ehemaligen?
Das wäre wohl zu viel verlangt
Doch dann hättest du auch die Böhler-Aktienmehrheit
Gerade so.
1: Und was fange ich mit Edelstahlproduzenten an?
Das Gespräch wird verwirrt
2: Schön langsam
1: Du meinst schon
2: Nein
1: Wir sollten essen gehen

Zweite Szene

Drei Wochen nach dem warmen Frühlingsmorgen, der so angenehm warm war, als wäre es Mai oder ein äußerst warmer Apriltag gewesen, sitzt Person 1 auf der wohlbekannten Parkbank und blickt auf die Uhr. An diesem Tag ist es zwar warum, doch es weht gelegentlich ein kühler Nordwind.

1 (murmelnd): verspätet!

Es ist neun Uhr achtzehn als der Bus an der Haltestelle Parkbank, nachdem er die Anfangshaltestelle Würstelbude unpünktlich um neun Uhr vier verlassen hat, hält und Person 2 gemeinsam mit drei anderen Bewohnern der Stadt Wahllos aussteigt. Person 1 steht auf und begrüßt Person 2 mit einem Lächeln und einer herzlichen Umarmung.

1 (lächelnd): Na endlich
2: Ja, der Bus hatte Verspätung
schon als ich bei meiner Haltestelle Schrebergärten einstieg
du hast also bereits auf mich gewartet
1: ich wusste
du würdest heute wiederkommen
2: schließlich ist heute der Tag
Ich habe sie heute Morgen schon um sieben Uhr besucht
es war ganz ruhig
wie immer
nur heute war es anders
anders ruhig

Totenstille

1: Ich habe sie gestern Abend noch besucht
Ich hasse es, wenn ich auch andere Leute bei ihr treffen muss
2: hast du geweint?
Ich muss immer noch weinen
Komisch, nicht wahr
1: Nein, nicht war, ich auch
2: Das schlimmste ist …
1: … die Erkenntnis, dass man sehr wohl auch ohne diesen Menschen leben kann
2: Auch wenn man es gar nicht will
1: Und man will es nicht
2: Oder der Gedanke an die Holzkiste
in der sie wirklich liegen sollte
in der sie wirklich lag
1: Früher waren mir Holzkisten ja außerordentlich sympathisch
jetzt nicht mehr
Ich mochte diese Ebenholzkästchen, die ich einmal in Kenia gekauft hatte
Aber jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich sie mag
Sei schmerzen mir in den Augen

Stille

2: Ich … ich glaube manchmal kommt es von außen
1: was meinst du?
2: der äußere Druck der Trauer
es wird erwartet, dass du traurig bist.
nicht nur das. du sollst unerträglichen Schmerz ertragen.
und so hast du nicht einmal Zeit wirklich traurig zu sein
1: nur wenn du wirklich alleine bist
kannst du wirklich traurig sein
jegliche Art von Trauer die du in einer Gesellschaft zeigst ist nicht echt, nicht wirklich, nicht das, was du fühlst
du darfst nur jene Trauer empfinden, die dir laut dieser Gesellschaft auch zusteht
2: schon allein wenn du unter dir fremden Menschen bist, fühlst du den Zwang zur Trauer gleichzeitig aber auch den Zwang zum Stark-Sein
wenn beides gleichzeitig auftritt, dann kannst du nichts von beiden echt fühlen, echt sein
aber du weißt, es gibt andere, die deine Hilfe dringender brauchen als du selbst
1: Wenn du nun doch zusammenbrichst
2: dann wird man es noch spät genug bemerken
1: es ist immer zu spät
jetzt noch nicht

Person 2 hebt den Kopf und blickt Person 1 gespannt an

2 (fragend): jetzt noch nicht
1: ich denke so
aber sicher ist es nicht
auf jeden Fall bin ich da
2: ich auch
ich bin für mich da
und wenn es so weit kommt, wenn es so weit kommen muss, dann bin ich auch für dich da
1: Das ist gut

und nun erzähl mir wie es war
dein Urlaub in Gedanken
2: es war wundervoll
wir lagen den ganzen Tag in Hängematten und tranken Bier
von der Ferne hörten wir die Musik
wir saßen in unseren Campingstühlen
1: ich dachte, ihr würdet den ganzen Tag in Hängematten liegen
2: aber abends dann, beim Grillen
da saßen wir dann in Campingstühlen
in der linken Hand eine Dose Bier, in der rechten Hand eine Zigarette, im Mund jede Menge Gras, das war überall nämlich
auf dem Besteck, auf den Tellern, auf den Zigaretten
jeden Abend durfte jemand anderer kochen
jeden Abend kochte die gleiche Person
alle sangen und lachten
wir führten die schönsten Gespräche,

so etwas hast du noch nie gehört
wusstest du, dass Marienkäfer immer auf den höchsten Punkt krabbeln und von dort aus fort fliegen?
1: Nein das wusste ich nicht
2: Hat uns unser Nachbar am Festival-Campingplatz erzählt
ein lustiger Mensch war das
wir lachten so viel
1: wie schön
2: sehr schön
und als wir zu den Konzerten gingen!
da war ein unerhört unterhaltsamer Mikrofontester
1: Ach
2: Er machte unerhört unterhaltsame Geräusche, unzusammenhängende Buchstaben, es war ein Volksfest, es war ein Vokalfest
und wenn wir dann abends in unseren Campingstühlen essend saßen und niemand etwas sagte, sagte jemand >Ich fühle mich durchwegs türkis< was meist mit >Ich aquamarinblau< beantwortet wurde
ja, an diesem Wochenende machten wir die gesamte Farbpalette durch
Obwohl wir selbst nicht so recht wussten, was wir damit meinten, wussten wir immer was wir damit meinten
2 (lacht leise):
an einem heißen Nachmittag tranken wir viel warmen Tequila
die besten Vorraussetzungen also, um tiefsinnige Gespräche zu führen
über das Leben, die Liebe, die Wirklichkeit
1: drei grundliegend verschiedene Dinge, die unzertrennbar miteinander verbunden sind
2: Tja
Ja irgendwie
Obwohl Dinge wohl die falsche Bezeichnung dafür ist
1: Sagen wir … objektiv betrachtet Nomen
2: Das wäre so als würden wir Worte sagen
Das wäre falsch
1: Schwierig
aber du hast Recht
es sind keine Dinge, Nomen oder Worte
es sind –
ich kann es nicht sagen
2: es ist Gelebtes
1: obwohl
Mancher einer findet nie die Wirklichkeit
2: oder die Liebe
1: Für eines musst du dich wohl entscheiden
Ich weiß nicht, ob man beides haben kann
2: Ich auch nicht
denkbar, dass wir für diese Erkenntnis noch zu jung sind
1: oder, dass wir es nie erfahren werden

Stille

2: Ich habe so viele Bilder im Kopf
So viele Erinnerungen
Ich könnte weinen, weil sie so schön sind
Ich könnte weinen, weil sie so schrecklich sind
Und manchmal
Manchmal sind sie sogar beides auf einmal
1: Das ist gut
Das macht dich aus
Erfahrungen
und wie du damit umgehst
2: Ich weiß doch nicht, wie ich damit umgehe
1: das glaube ich nicht
auch wenn du es jetzt nicht sagen kannst
immer wenn es so weit ist, weißt du es doch
2: Kannst du dich noch erinnern als wir das erste Mal in Campingstühlen saßen
1: unser Urlaub am Attersee
2: unsere Nacht in der Waschküche
1 (lächelt): der Sturm der draußen tobte
2: wir hatten nichts bei uns
nur die Wasserpfeife
1: wir wussten nicht wohin
ein vollendeter Moment
die pure Freiheit
zum ersten Mal erfahren
2: Und dann waren wir doch die ganze Nacht

unterwegs
1: Tranken Jägermeister aus Reagenzgläsern
2: lachten
1: sangen
2: tanzten
1: am Morgen holte ich Schokocroissants vom Bäcker
2: es war sechs Uhr in der Früh
wir lagen erst eine Stunde in unseren Schlafsäcken
1: im Vorzelt eines Deutschen!
2 (lacht): aber er machte hervorragendes Frühstück für uns, der Deutsche
1: und auch sonst war er sehr nett
2: dann gingen wir fort
und kamen nie wieder

Person 2 senkt den Kopf, kramt nach einer Weile in einer mitgebrachten Tasche und fischt eine Schachtel Zigaretten heraus. Sie entnimmt der Packung zwei Zigaretten, gibt Person 1 eine davon und zündet beide Zigaretten mit einem silbernen Feuerzeug, das sie zuvor aus ihrer Hosentasche geholt hatte, an. Die beiden rauchen.

2 (nach einiger Zeit stillen Rauchens): Was sollen wir nur tun

1: Kino
Wie wäre es mit Kino
Ich fühle mich heute so nach Ablenkung
Ich fühle mich heute so als würde ich all deine Bilder sehen können
Ich will sie nicht mehr sehen
2: und sie schmerzen
die Bilder
obwohl sie wunderschön sind, doch heute schmerzen sie mich
das Kino
ist eine gute Art sich von den Bildern und Gefühlen im Kopf abzulenken und an nichts als eine stumpfsinnige Handlung zu denken
1: Wir treffen uns um acht vor dem Eingang
2: vor dem Haupteingang
Person 1 steht auf, nickt Person 2 zu und lässt sie alleine auf der Bank sitzen, sprich Person 1 eilt anderen Zielen entgegen.

Dritte Szene

Sechs Tage nach dem vorhin bereits erwähnten Tag – es ist kurz nach der Mittagszeit – liegt Person 1 auf der wohlbekannten Parkbank und lässt sich mit geschlossenen Augen die Sonne ins Gesicht scheinen, bis diese durch jemanden oder etwas (Genaueres konnte zu diesem Zeitpunkt nicht festgestellt werden) abgeschirmt wird. Person 2 gibt sich als die unerwartete Sonnenschutzmaßnahme zu erkennen. Sie steht, leicht über Person 1 gebeugt, neben der Parkbank und lächelt. Irritiert durch den plötzlichen Wärme- und Lichtverlust öffnet Person 1 die Augen und richtet sich auf.

1 (wie immer erfreut): da bist du ja!

Beide setzen sich auf die Parkbank

2 (ins Leere starrend): Warum haben wir das nur getan
1: Ich weiß nicht so genau
Aber es war ein Fehler
wir werden es nie wieder tun
2: Naja
2 (zögernd): irgendwie war es schon lustig
1 (lacht laut auf, als hätte das Lachen schon längere Zeit darauf gewartet, sich befreien zu dürfen): Ja, irgendwie schon!
2: weißt du, das war der erste Horrorfilm den ich gesehen habe
und dann auch noch im Kino, wo man nicht einmal so richtig wegschauen kann
1: meiner auch
aber wir haben doch sogar während des Filmes gelacht
viel sogar
2: das ist verrückt
1: Mark Twain soll einmal gesagt haben >Wenn wir bedenken, dass wir alle verrückt sind, dann ist das Leben erklärt.<
2: aber dann wäre es doch kein Rätsel mehr
1: natürlich wäre es dann immer noch ein Rätsel
Schon der Ausspruch an sich ist ein Rätsel
Ich denke oft darüber nach, was >Verrückt-Sein< bedeuten könnte
jeder empfindet das ja anders
sind Menschen verrückt, wenn sie mehr als eine Stimme in ihrem Kopf hören?
Vielleicht haben sie einfach nur ein erweitertes Empfindungsvermögen
es wäre unfair Menschen als verrückt zu bezeichnen, nur weil wir sie nicht verstehen
Ich bin doch auch so weit einen Molekularbiologen nicht als verrückt zu bezeichnen
Folglich sollte es die Gesellschaft sein, die krank ist
weil sie all zu vorschnell urteilt
und solche Normen nicht nur billigt, nicht nur unterstützt, sondern erschaffen hat
Warum kann man niemandem sagen, dass man manchmal ohne triftigen Grund weint, ohne gleich für psychisch labil gehalten zu werden
Die Aussage >Wir können über alles reden< wird viel zu oft benutzt. Sie ist schon abgenutzt, sie hat an Wert verloren, an Wahrheit!
Egal was du erzählst, egal wem du es erzählst, jeder wird sich sofort eine Meinung dazu bilden und dich nach deinen Gedanken und Taten verurteilen
Dieses Angebot über alles reden zu können …
es ist, als würde es einem Taubstummen gemacht werden

Aber wir können nichts dagegen tun
Auch ich gehöre natürlich zu diesen Menschen und bin
Teil dieser Gesellschaft
2: Ich versuche
1: Ja!
Das ist das Gute! Das ist ein Schritt in die richtige Richtung! Du kannst versuchen!
Du kannst versuchen neutral zu bleiben!
2: wie die Schweiz
1: wie die Schweiz

Stille

2: meine Durchblutungsstörungen bringen mich noch um
gestern Abend konnte ich nicht einmal einschlafen, weil meine Hände so kalt waren
1: vielleicht hattest du aber auch immer noch angst wegen des Filmes

Stille

2: Ach
Weißt du noch, dieser Sommer
In dem ich mit deiner Schwester die Blutsschwesternschaft beschloss
1: Natürlich
2: Es war ein schrecklicher Sommer
Keine gemeinsamen Erinnerungen
All der Schmerz
Es tat weh – du tatst weh
1 (erstaunt): Ich?
2: du warst nicht da
Grund genug
Ich war so traurig wie lang nicht mehr
Ich hab dich so vermisst als.
Als wärst du. Kaffee. Wasser. Lachen. Du.
Ein Mensch, den ich liebe und der mir fehlt, mehr als irgendetwas anderes, wenn er zwei Monate nicht bei mir sein kann
1: Ich wusste es. Nicht.
Nicht so.
2: Du

Person 2 beginnt zu weinen, zuerst beinah lautlos, schließlich geht es in ein mittellautes Schluchzen über.

2: schrecklich
wo warst du
wo warst du
Fort!
1 (schließt Person 2 in ihre Arme): ich habe dich vermisst
Natürlich hatte ich eine schöne Zeit, das kann ich nicht bestreiten
Dennoch hatte ich dich immer im Hinterkopf
2 (löst sich aus der Umarmung): So fremd
So fremd habe ich mich gefühlt
und in diesem Moment der Vertrautheit fühle ich mich fremd
als wäre ich die Fremde in unserer Beziehung
oder Du
1 (zu Boden blickend): oder ich
2: niemals wollte ich, dass es wieder so weit kommt
dass ich mich von Menschen abhängig mache
von guten Freunden
von Menschen die ich kaum kenne!
von allem und jedem
1: aber so ist es nun einmal
du bist ein Mensch
du kannst kein Mensch sein, ohne von anderen abhängig zu sein
2: Du!
Wie du redest!
hören müsstest du dich
die Gesellschaft, die Menschen!
du denkst zu allgemein
Ich bin es! Du bist es!
nicht jeder andere
1: wir sind doch die Menschen, wir sind doch die Gesellschaft
2: Nein
nein, du hast nichts verstanden
Nur ich saß weinend im Regen
nicht die Menschen. nicht die Gesellschaft.
nur ich fand keinen Ausweg mehr
keinen Ausweg
ich konnte keinen anderen Ausweg mehr finden als …

Person 2 beginnt von neuem zu weinen.

1: Als?
2 (sich langsam wieder unter Kontrolle bringend): als nichts
ich war verstört!
ich war ein kleines, dummes Mädchen, das wieder einmal eines seiner Spielzeuge kaputt gemacht hatte
und als ich mich wieder gefasst hatte,
mir nichts sehnlicher wünschen konnte, als deine Rückkehr
da kamst du zurück und sagtest Hallo
und nichts war so wie vorher
schon lange bevor du abgereist warst, war nichts mehr wie vorher
verstehst du
verstehst du?
Hörst du mir überhaupt zu?
1: Ja
Ja, ich höre zu!
Nur bin ich vielleicht zu logisch für all das
und ich schäme mich
ich höre dir zu und dennoch muss ich manchmal weghören
2 (betreten): es tut mir leid
ich sollte dir keinen Vorwurf machen
schließlich bin ich der einzige Mensch der mir helfen kann
und du musst dir selbst helfen
ich kann nicht wissen wie es ist jemanden wie mich zu haben
es gibt keinen Menschen der so auf meinen Schultern lastet, wie ich auf den deinen
außer ich vielleicht
1: du lastest nicht auf meinen Schultern
ein bisschen vielleicht
aber es ist so schwierig
alles berührt dich, alles hängt an dir und du bekommst es nicht los, so oft du dich auch schüttelst
Jeder Samen von vielen Pusteblumen klebt an dir
Du ziehst sie an

2: Dumme Dinge sind es
oder die Liebe
die Liebe nach Menschen, nach dem einen Menschen, nach der Perfektion
1: Liebe ist nur eine dumme Krankheit, die sich die Menschheit ausgedacht hat, als sie von ihrer Intelligenz gelangweilt war
2: Aber jetzt ist sie nun einmal da
und die meinige klebt an mir wie Eiter
1: nenn es Verlangen
alles andere wäre Un-Sinn
2: krankhafter Un-Sinn
1: du sagst es
jeder Mensch. behaftet mit dieser Krankheit
es macht mich selbst noch ganz krank
2: warum
1: ich weiß nicht
vielleicht ist es aber auch nur die Panik
selbst einmal davon betroffen sein zu können
vielleicht ist es aber auch nur die Panik
selbst niemals davon betroffen sein zu können
2: Du hast Angst?
Du hast Angst!
Du
Hast Angst
Ich glaube es ja kaum
1: glaub es nicht
ich kann es auch nicht glauben
ich will von anderen Dingen reden
2: Es gibt eine wunderbare Feststellung, die mir des Öfteren in den Sinn kommt
Sie wird Oscar Wilde zugeschrieben
Ich weiß nicht ob sie für jeden zutreffend ist, aber für mich hat sie Gültigkeit und das macht die Dramatik meines Daseins aus
1: Wie lautet sie
2: >In dieser Welt gibt es nur zwei Tragödien. Die eine ist, nicht zu bekommen was man sich wünscht, und die andere ist, es zu bekommen.<
1: welche Wahl bleibt dir dann noch
2: keine natürlich
entweder du bekommst es oder nicht
und wenn du damit spielst verlierst du es am Ende auch
deshalb ist das Leben an sich eine Tragödie
1: aber doch nicht immer!
2: Hm
Nein, nicht immer
da hast du Recht
einmal, da war es sogar eine vorzügliche Komödie
als wir des nächtens durch die Stadt gingen
es regnete
ich hielt deine Hand
2 (lacht): Naja, eher deine Pfote
du hattest dein Hasenkostüm an
1 (lacht): da antworte ich dir gern mit den Worten von Tennesse Williams:
>Jede Dummheit findet einen der sie macht.<
2: und in den meisten Fällen sind wir das

Stille

2: Damals, also im letzten Winter
da hätte ich gerne die Möglichkeit gehabt mich selbst zu entscheiden. vielleicht hätte ich mich genauso entschieden, wie ihr es für mich getan habt. Aber schließlich werden wir das nie erfahren.
stell dir vor. ich wäre vielleicht glücklich geworden
1: ich kenne dich schon lange Zeit
wir alle kennen dich schon lange Zeit
wir wissen was gut für dich ist
oder wer
Es war offensichtlich, dass Er es nicht war
wir dachten du würdest es genauso sehen
und dann hattest du auch noch die Vorstellung deiner Perfektion
2: Vielleicht sah ich es auch so
ich weiß es nicht mehr
und die Perfektion …
die ist doch immer da
1: ja das stimmt
allgegenwärtig
2: früher fand ich es erschreckend, festzustellen,

dass ich nicht der Mensch bin, der ich gerne wäre. Aber die Erkenntnis, dass ich dieser Mensch nicht sein kann, weil ich nur für einen anderen Menschen gerne so wäre, war noch viel schlimmer; und ich bemerkte, dass ich dadurch noch viel weniger geworden war, als die Lüge, dich ich versuchte aufrecht zu erhalten
heute denke ich das nicht mehr
heute denke ich nur noch anders
1: wie
2: ich wollte immer nur dieses 0815-IKEA-Leben
ich verzehre mich regelrecht danach
Er wäre meine Perfektion. Er ist so wie ich.
So gleich.
Mit ihm könnte ich dieses Leben führen.
Aber vielleicht ist dieses Leben eine Illusion, die sich für mich niemals bewahrheiten könnte
Aber ich bekomme doch nicht einmal die Chance es zu versuchen!
hier ist mein Problem
es liegt vor mir, ich sehe es
aber ich kann es nicht ergreifen, nicht zerreißen
1: was
was ist es
2: ich kann es nicht
ich kann es nicht
es geht nicht
einfach nicht
ich schaffe es nicht
nie werde ich es schaffen
ich habe die Hoffnung aufgegeben, die mich verzehrt
1: ich begreife nicht
2: natürlich nicht
aber ich
ich begriff warum panikerfüllte Menschen zusammengekauert auf Stühlen sitzen und vor- und zurückwippen
es ist das Pochen!
Ich weiß noch. als ich das letzte Mal bei ihm war
und alles pochte in mir. mein Kopf. mein Hals. mein Brustkorb.
Ohne es kontrollieren zu können, wippte ich vor und zurück
1: Panik?
2: aber ich weiß noch immer nicht warum
ich kann mich hinter bösen Worten verstecken
aber ich kann niemals die richtigen Worte finden
Niemals niemals schaffe ich das Einfachste
1: die Banalität
2: ich kann es nicht
alles bricht und erstarrt im gleichen Moment
das ist das allerschlimmste
zu wissen nichts zu können
Ich weiß es.
es macht mich krank
macht mich wahnsinnig
macht mich tot
und das will ich sein
nichts wünsch ich mir sehnlicher
1: Rede nicht so!
2: warum
Warum nicht?
Warum sollte ich nicht so reden
sollte ich dich anlügen
so tun als wäre mir dieses kaputte Dasein ein Leben wert, das ich nicht habe?

Stille

2: Ja
Jetzt bist du stumm
findest kein Wort
für mich
kein einziges
das du in der Lage wärst aus zu sprechen
das in der Lage wäre mir Sinn zu schenken
willst mich glauben lassen, ein Leben zu haben
wo ich doch nur ein tristes Dasein friste
Hohl!
Kalt!
Leer!
und findest nicht einmal ein Wort
nicht eines!

Person 1 ringt indessen stumm nach Worten, windet sich, wie unter Schmerzen, möchte Person 2 umarmen oder ähnliches, doch sackt nach ungetanem Versuch wieder zurück auf die Bank.

2: Glaube mir
es gibt kein Wort
du kannst keines finden
weil es keines mehr gibt
es gibt kein Wort mehr
für mich
ist es zu spät
endlich kann ich es sagen!
Dass es zu spät ist!
Denn das ist es!
meine Unfähigkeit
quält mich so sehr
die unausweichliche Niederlage
ich will nur sterben.

Person 2 wird während des Sprechens immer erregter.

2: Nur sterben
ich will nie wieder darüber nachdenken müssen
wie dumm ich bin
ich will nie wieder diese Durchblutungsstörungen haben!
Zum Teufel damit!
Zum Teufel mit ihnen allen!
Mit dir, mit mir und mit Ihm!

Person 2 springt auf und läuft schnell davon.

1 (ebenfalls aufspringend; ruft): Warte!

Doch Person 2 ist zu schnell.

Wahllos. Gestern ereignete sich ein tragischer Autounfall. Der stark alkoholisierte Lenker P.2 raste mit einem PKW mit überhöhter Geschwindigkeit in einen Zaun aus Beton. Die Möglichkeit des Freitods wird angenommen, das Opfer erlag noch am Unfallort seinen inneren Verletzungen.
Es ist Sommer, Herbst, Winter, Frühling. Die bekannte Stadt, die bekannte Parkbank.
Sonntags, und immer nur sonntags sitzt die bekannte Person 1 hier traurig ins Leere starrend.
Es ist wieder einmal Sonntag als Person 1 zur Parkbank kommt, davor stehen bleibt und sich wider allen Erwartungen nicht niedersetzt. Person 1 geht weiter und nach einem zirka fünfzehnminütigem Spaziergang gelangt sie zu einem kleinen Waldfriedhof, wo sie ein bestimmtes Grab aufsucht.
Sie fällt auf die Knie und weint.
Nach etwa fünf Minuten steht sie wieder auf, entfernt sich mit einem Taschentuch Tränen von Augen und Nase.
Person 1 steht schon längere Zeit andächtig vor dem Grab, als Person 3 hinter ihr vorbeischlendert und abrupt stehen bleibt.

3 (zu Person 1 blickend): Ist das …

Person 1 nickt.

1: Kannten Sie sie gut
3: nicht sehr gut
nein
Ich kann mich kaum an sie erinnern
Immer wenn ich ihr gegenüber saß, wippte sie vor und zurück
Das weiß ich noch

Olena Newkryta
geb. 1990, wohnhaft in Freistadt
Schule: seit 2005 Oberstufe Gymnasium Freistadt

„Vom Aufbrechen und Abbrechen“ oder

„ALLE MEINE MÜTTER“

Meine lieben Mütter,

„Schreib mir wieder einmal.“
Wie oft stand dieser Satz am Ende eurer Briefe, wie oft habt ihr vergeblich auf eine Antwort von mir gewartet. Ich verstand es nicht zu schreiben, worüber schreiben? Über die Schule, darüber, dass es mir gut geht, darüber, dass ich euch vermisse? Nichts schien mir wichtig genug. Und nun schreibe ich in einer Sprache, die ihr nicht versteht, aber diese paradoxe Art euch endlich zu antworten, ist für mich die einzig mögliche. Ich schreibe euch diesen Brief, um eure Geschichten meinem Ich gegenüberzustellen, um den Faden unserer Geschichte abwickeln zu können, um an eine Zeit zu erinnern.
Es war die Zeit um 1990, in der vieles neu begonnen hat für euch, in dem kleinen Dorf am Ende der Welt, am Ende meiner Welt, nicht der euren. Zuvor, in einer anderen Zeit, habt ihr ein Leben gelebt, habt mehr gesehen, als dieses Dorf, das man innerhalb von fünf Minuten auf der schnurgeraden Schnellstraße durchqueren kann. Für mich aber endete der Raum meiner Kindheit schon auf der anderen Seite der Schnellstraße vor der einsamen Ortstafel „Aleksandrowka“, nach der der Wald anfing, in dem wir oft Maulbeeren pflückten; nach der Kirche, neben welcher in kleinen Häuschen Familien, ehemalige Bauern eines kollektiven Kolchoses, wohnten. In kleinen Häuschen und nicht in einer Wohnung der kommunistischen Hochbauten, die in der Form eines U nebeneinander klebten. „Es reicht zum Leben.“ Innerhalb des U spielte sich meine Welt ab, umgeben von der imaginären Mauer des Systems, die wir nicht verlassen mussten, denn mit dieser Absicht wurde das U Stück für Stück mit einem eigenen Geschäft, einem Kindergarten und einem Spielplatz, der nicht mehr war als ein Haufen Sand und ein Volleyball Netz, aufgebaut. Aufgebaut aus weißen Ziegeln und unverputzt stehen gelassen, nur mit einem lächerlichen Muster, das man schon wenige Jahre später nicht mehr gut erkennen konnte und dem monumentalen Jahresdatum 1980 aus roten Ziegeln, wurde es verziert. Früher, noch vor 1990, hatte das U sogar ein eigenes Heizungsgebäude, in dem das gemeinsame Wasser aufgeheizt wurde und dann durch die verzweigten Röhren in die Wohnungen floss. Das U machte uns gemeinsamer, wenigstens glaubten wir das. Ihr habt immer gesagt: „Alle wissen alles.“ Doch so war es nicht, oder? Sonst wären bestimmte Sachen nicht passiert, denn wir

hätten sie verhindern können. Oder haben wir etwa alles gewusst und nichts getan?

Großmutter, wie hat die Stadt geheißen, in der du deine Kindheit verbracht hast, eine von vielen, in denen du ein Stück deiner selbst gefunden hast? Und du Mutter? Du hast mir von so vielen Städten erzählt, weil ihr wie Nomaden von einem Ort in den anderen gezogen seid. Die Stadt N. war doch eine der Haltestellen von Großvaters Reise, auf die er euch mitgenommen hat, ob ihr nun wolltet oder nicht. Das Haupt der Familie, der Mann im Haus, eine Autorität, wollte er sein. Jedes Mal kam er mit jener unerträglichen Leidenschaft in eine Stadt, mit der er noch heute seine politischen Debatten führt, und jedes Mal verließ er wieder die Stadt, über euren Kopf hinweg entscheidend, wegen Kleinigkeiten, aus denen er große machte. Eine Odyssee seiner Launen war das. Und wenn ich mir nun das Familienalbum, einen kleinen Haufen Fotografien, ansehe, finde ich in verschiedensten Städten unterschiedliche Farben eures Lebens. Danach, nach der Zeit in N. , hat Großvater in der Stadt K. eine neue Möglichkeit gesehen, angefangen neue Pläne zu schmieden, wie er es noch immer tut und immer tun wird. Für eine kurze Zeit habt ihr auf dieser Haltestelle eurer Reise das Glück gefunden, um es im nächsten Moment schon wieder wo anders zu suchen. Dann, in der Stadt K. blühte er wieder kurz auf, in dieser kurzen Zeit, meine liebe Tante, hast du deinen Weg auf diese Reise gefunden. Hier bist du in den Zug, quer durch die Ukraine, zugestiegen und beim nächsten Halt schon wieder abgesprungen. Du hattest kein Ticket für die Weiterfahrt gekauft, du wolltest dich ausruhen, von dem Rütteln des Zuges, in diesem kleinen Dorf am Ende der Welt.

Kein Warten mehr auf den Zug. „Worauf überhaupt warten?“ Kein Aussteigen, Einsteigen, neu Einleben. In diesem Dorf, nach der einsamen Ortstafel „Aleksandrowka“, fing ein neuer Zeitraum eures Lebens an. Großvater war aber weitergewandert, weit weg vom Süden, von dem Dorf in dem sich Nichts veränderte, wie sehr er auch schrie, in den Norden. Ihr Frauen bliebt an diesem Platz, losgelöst von der väterlichen Autorität, dessen wütende Worte durch die lange Reise in einem Kuvert abgeschwächt wirkten. Hier glaubtet ihr an einen Umbruch, nicht nur an einen privaten, sondern auch an einen politischen. Alles ging Pleite, wurde geschlossen, statt Geld wurden Coupons ausbezahlt. Es war ein Tiefpunkt und dennoch glaubtet ihr: „Es kann nur noch besser werden“? Es konnte nur noch besser werden und ihr, wie kleine Kinder suchend nach dem bunten Stein, wart eingenommen, für eine kurze Zeit, von der Illusion des Umbruchs.

Diesen Zeitabschnitt nehme ich heraus aus meiner Kindheit, als die Zeit in der ich von euch, von drei Frauen aufgezogen wurde, während die leisen Klänge der westlichen Kultur und Politik schön langsam selbst das kleinste Dorf des ehemaligen Sowjets

erreichten. Wisst ihr, in Psychologie lernte ich: „Ein Kind braucht Mutter und Vater“, ich höre euch lachen. Ich hatte einen Vater und dennoch erinnere ich mich am stärksten an euch. Keine Bilderbuch-Großmutter, die immer Kekse bäckt; keine Tante, die man nur zu den großen Feiertagen schuldbewusst besucht, sondern eine Schwester und Mutter in einem. Und schließlich meine Mutter, die immer eine Mutter war, vor der ich, wenn ich mal einen Teller zerbrach, Angst hatte und deshalb noch bevor ich deinen Blick sah, weinte.

Wisst ihr noch, wie oft der Strom ausfiel? Du bestimmt Mutter, ich kann mich an deine selbst gemachten Kerzen gut erinnern, denn es hat mich fasziniert, jedes Mal, wenn du heißes Wachs in die Form gossest, um nicht mehrmals in der Woche im Dunklen in der Wohnung zu tappen. Ich weiß nicht mehr, wann ich mich an die plötzlichen Stromausfälle gewohnt habe, aber irgendwann hatte ich die Angst verloren und setzte mich einfach hin, wartend auf die selbst gemachte Kerze der Mutter, die routiniert am Küchentisch platziert wurde. Wie halluziniert vom Kerzenlicht, ließen alle von ihren Beschäftigungen ab und gingen automatisch in die Küche, wo die Sonnenblumenkerne herausgeholt wurden. Bis heute lassen mich Sonnenblumenkerne an Stromausfälle jener Abende zurückdenken, als ich diese dann schälte und alle möglichen Bilder damit formte: Blumen, Tiere, Muster. Unglaublich aufregend fand ich das, jedes Mal aufs Neue, vor allem weil ich euren Gesprächen, die ihr Sonnenblumenkerne kauend führtet, lauschen konnte. „Der Westen, der Westen“, sagtet ihr und ich dachte an ein entferntes Land, malte mir allerlei Geschichten aus, denn es musste wunderbar dort sein. „Keine Stromausfälle im Westen“, habt ihr gesagt und euch aufgeregt, was mich stutzig machte, weil ich es nicht verstand. Es war doch alles schön, in dieser Illusion des Kerzenlichtes.

Kinder finden bunte, wunderschöne Steine mitten auf einer schmutzigen Straße. Ihr würdet wohl nur den Schmutz sehen. Ich habe alles ganz anders empfunden, Kleinigkeiten konnten für mich so viel bedeuten, deshalb habe ich diesen meine Aufmerksamkeit geschenkt, wie es bei jedem Kind so ist. Das ist ein Geschenk, das man nach einer Weile verliert und auf welches jeder desillusionierte Erwachsene manchmal neidisch ist. Hinter den verdunkelten Fenstern eines Autos sahen wir Kinder einen Agenten auf geheimer Mission und ihr? Ihr wusstet, dass es die reiche Oberschicht war, die sich auf eurem Rücken durch das Land kutschierte. Könnt ihr euch erinnern, als wir Kinder einmal eine Spritze hinter dem Haus im Gebüsch gefunden haben? Es hat eine Menge Aufregung und Anregung zu wildesten Geschichten bei uns gegeben. Keiner traute sich die Spritze anzugreifen, aber darum ging es auch nicht, die Spritze war nur ein Symbol. Es hätte genau so gut eine alte Münze sein können, auch für diese hätten

wir einen Platz in einer Geschichte, in unseren neuen Spielen, gefunden.

„Spielt nicht damit.“ In keiner Weise aufregend, sondern traurig fandet ihr unseren Fund. Vor allem du, meine liebe Tante, die vier Freunde an die Depression der Ausweglosigkeit verloren hat. Die Öde war wie ein Wurm im Apfel, der das Dorf quälte und jeden Hoffnungsschimmer zerbrach. Es war ein Versuchen nicht selbst zu zerbrechen, wusstet ihr. Ihr seid nach Moskau, Warschau, Minsk gefahren, um dort zu arbeiten, um nicht verrückt zu werden, um sich durchzuschlagen.

Wie hast du geweint meine liebe Tante! Als du verstanden hast, dass der schöne Traum vom Umbruch Geschwätz war. An solchen Kleinigkeiten, für die ich ein verträumtes Auge hatte, zerbrach eure Illusion sachte, sachte. Ihr habt aufgehört das Stiegenhaus gegen das Abblättern der Farbe an den Wänden zu schützen und überhaupt aufgehört irgendetwas an diesem Ort zu schätzen. Wie für den Großvater einst war für euch das Dorf ein Ort, „indem sich nichts ändert“ geworden. Es war wohl an der Zeit, einen neuen Zeitabschnitt einzugehen.

Eine Veränderung musste folgen, um einen neuen Weg einzuschlagen, habt ihr gespürt und schließlich versucht diese zu erzwingen, gegen alle Vernunft. So hast du, Großmutter, dich also wieder in den Zug Richtung Norden gesetzt und bist weggefahren, zurück zum Großvater. Doch es machte überhaupt keinen Unterschied, wo du warst, musstest du dir nach einer Weile eingestehen, also verändertest du dich und nicht die Situation.

Und dann bist du, Mutter, in den weit entfernten Westen gegangen, von dem ihr noch bei Kerzenschein so frei geplaudert habt. „Worauf überhaupt warten?“, hast du gesagt, mit der Sicherheit nichts verlieren zu können, mit dem Wunsch nach Aufbruch, Abbruch in deiner Stimme. Und du, Tante, hast geheiratet. Denn wenn es schon kein politischer, so war es ein emotionaler Umbruch in die Sicherheit der Ehe. Somit hat sich alles aufgelöst und ihr drei wart wieder losgelöst von einander, alleine, irrend nach dem neuen Zeitabschnitt eures Lebens, nach einer neuen Haltestelle.

Eine Tragödie? „Es war Schicksal“, hast du gesagt, Mutter. Wirklich? Ich glaube, dass es eine Ausrede ist, dein ewiges Gerede vom Schicksal, auf das du dich gern verlassen würdest. Geplante Fügung war es, alles hat sich gefügt, manchmal langsamer, wenn ein Steinchen in der Mühle stecken blieb, manchmal schneller, wenn der Fluss eure Sorgen mitriss.

So endete ein Zeitabschnitt der Stromausfälle, der Geschichten und bunten Steine. Und heute noch, wenn ich an euch denke, tauche ich ein in eure desillusionierte Welt meiner Illusionen.

Anna Russmann
geb. 1994, wohhaft in Molln
Schule: seit 2008 Borg in Kirchdorf a.d.Krems

BERLIN

Und ich kotzte ins Universum - hinaus in die unendliche Weite. Großspurig verteilte sich der Inhalt meines Magens über meinen Oberkörper, über ihre nackten Beine. Volltreffer.
So lag sie nun vor mir. Angekotzt, im Slip, und schlief - träumte vom perfekten Leben. Ich betrachtete sie.
Wunderschön war sie, meine Prinzessin, diese verdammte Bitch. Stacy Barbie mit Leib und Seele. Verkörpertes Mainstream Ideal, nenn es wie du willst.
Ich stand auf, und öffnete das Fenster. Die kalte Luft ließ mich wieder nüchtern werden, ließ mich klar denken. Verschlafen rekelte sie sich in meinem Bett, doch bevor sie aufwachte, verließ ich das Zimmer, und schloss hinter mir ab. Neuer Tag - neuer Mensch. So lief das bei mir, meine Spielregeln. Auch sie würde sich daran halten müssen.
Dann ging ich joggen. Lief mitten durch Berlin - bis ans Ende der Welt. In die Weite hinaus, ins Licht. Und dazu harte Electronic Beats, realistisch, um wieder aufzuwachen, das beschissene Leben zu spüren.

Say whatever you have to say.
Do whatever you have to do.
(the Kooks)

Das war mein Leben- und ich lebte es, mit jedem Zug.
Doch irgendwie - irgendwann begann sich alles zu verändern, zu drehen, immer schneller und schneller. Die Welt,in der ich lebte, die Farben, aus denen sie bestand, sie verronnen, flossen ineinander, vermischten sich. Ich begann mich zu verändern. Langsam und unbemerkt wurde ich anders, wurde ich zu dem, was ich heute bin.
Aber zu dem Zeitpunkt bemerkte ich sie nicht einmal, diese scheiß Metamorphose.

Und ich rannte weiter. Stundenlang. Ohne wirklich zu wissen wohin. Ich wollte nur raus, raus aus dieser scheiß stinkenden Metropole, raus aus Berlin, und rein, in ein anderes Leben.
So verging mein Samstagvormittag. Und schließlich auch der Nachmittag.
Als ich verschwitzt zuhause ankam, war die Stacy Barbie schon verschwunden. Doch sie war sauer, ziemlich sauer. Wie sich die Stacy-Laune auf meine zukünftige Situation auswirkte, wurde mir erst im Laufe der Zeit wirklich bewusst.

Also legte ich erstmal ne Platte auf, und drehte die Anlage lauter. Ich dachte nicht über sie nach - ich vergaß sie einfach. Sie war wie all die anderen vor ihr - bedeutungslos. Eben genau das, was ich jetzt brauchte. Genau wie ich jetzt dachte.

Früh am morgen wachte ich auf, mit dem bitteren Nachgeschmack der letzten beiden Tage im Mund. Sonntagmorgen, letzter Ferientag. Trostlos. Dann würde ich wieder eintauchen, in den grauen Alltag des Abiturantendaseins. Erbärmlich langweilig würde es werden, so viel stand fest.
Ich hatte mich in der letzten Woche beinahe daran gewöhnt, an dieses Partyleben - verschwenderisch, wie es war.
Hatte mich hier in Berlin wieder eingelebt, nachdem wir jahrelang in Erfurt wohnten. Hatte Gefallen an diesem ganzen Großstadtleben gefunden, dem Flair.
Ich stand auf und zog mich an. Versuchte nicht an die kommenden Wochen zu denken, an den kommenden Mai, in dem ich 19 werden würde, an die Prüfungen, und schließlich die Abitur, dem Abschluss. Und das ganze Leben danach, das ich irgendwie zu meistern hatte.
Ich hatte keinerlei Pläne, für das Danach, die Zukunft - mein Leben. Ebenso wenig hatte ich eine Vorstellung, wie ich später einmal mein Geld verdienen wollte/sollte/musste. Schnell leben und früh sterben war mein Motto, nach dem ich leben wollte. Offensive statt Defensive.
Exzessvoll, verschwenderisch, und vor allem schnell und hart. So wollte ich mein Leben führen. Irgendwie dem Mainstream zu entfliehen, in dem ich jetzt schon felsenfest drinnen steckte.

Verwirrt war es, chaotisch, aber auf eine einzigartige Weise perfekt.

Ich ging in die Küche hinunter, um diese unergründlich- störenden Zukunftsgedanken, die jegliche Zelle meines Gehirns in Frage stellten, mit der täglichen Dosis Koffein hinunterzuspülen - abzutöten.
Was irgendwie nicht klappen wollte, denn nach der dritten Tasse war ich meiner Zukunft immer noch im bewussten. Meine Mutter, die müde in der Morgenzeitung blätterte, sah mich fragend an.
Erschreckend, diese eigenen Psychospielchen, die mein Gehirn mit mir trieb.
Ich lächelte verwirrt. Dieser innere Hirngedankenkrieg fing langsam an zu nerven.
»Max«, meine Mutter faltete die Zeitung sorgfältig zusammen, »dein Vater und ich

werden für zwei Monate nach Österreich fahren.«
Ich sah sie erstaunt an. Das waren ja einmal Neuigkeiten.
»Jan hat kurzfristig einen Auftrag in Wien bekommen, und ich werde ihn begleiten.«
So war das also. Und ich würde hier in Berlin bleiben, soviel stand fest. Die nächsten zwei Monate, 61 Tage, 1464 Stunden - ab jetzt. Alleine.
»Wir werden übermorgen abreisen, ist das okay für dich?«
»Klar«, ich nickte.
Eigentlich waren meine Eltern ganz in Ordnung. Mein Vater war Manager, und meine Mutter unterrichtete Englisch an einer privaten Universität.
»Ich habe für diese Zeit eine Haushälterin organisiert. Sie wird ab Mittwoch kommen.«
Ich nickte wieder - diesmal genervt.
Ich wurde immerhin bald 19. Meine Mutter hatte ein dementsprechend schlechtes Gewissen.
»Frau Wenger wird nur vormittags den Haushalt machen, und für dich kochen.«
Alles klar, Frau Wenger, wir werden perfekt miteinander auskommen.
»Schon okay«, meinte ich. »Ich fahr zu Steve. Proben.«
Meine Mutter nickte, und ich schnappte mir den Autoschlüssel.

Wir probten außerhalb der Stadt, in einer alten Lagerhalle. Grenzland. Verlassen. Total abgefreakt. Dort planten wir die Invasion.
Mattis war als einziger schon da, als ich ankam. Er stand vor der Halle und rauchte. Ich stieg aus. Für die Jahreszeit war es in Berlin ziemlich kalt, obwohl die Sonne schien.
»Hey Alter!«, begrüßte er mich.
Er war älter als ich. Einundzwanzig oder zweiundzwanzig. Student. Ich schlug ein.
»Und, was geht bei dir so?«
Ich grinste. »Meine Eltern ziehen endlich aus.«
»Na, wird ja auch Zeit.« Er lachte, und wir gingen hinein. Ich mochte die Halle. Der Sound war dort einfach perfekt.
Mattis setzte sich ans Schlagzeug und fing an zu spielen. Er war der typische Drummer. Chaotisch und hyperaktiv - der Freak. Ich war da anders. Ich war egoistisch, beliebt. Kritisch und ruhiger. Aber damit mussten sie leben.
Endlich kamen auch Steve und Leon, und wir konnten anfangen. Steve textete, und ich vertonte. So lief das bei uns. Wir machten abgefreakte Rockmusik. Laut und hart.
Leon schnallte sich den Bass um.

»Hey Leute, wir haben nen Gig.« Er machte lächelnd eine Kunstpause. »Im Monkey23«
Das haute uns um. Steve und ich sahen uns paralysiert an. Genial, verrückt.
»Wow - im Monkey23... wann?« Mattis hatte zu spielen aufgehört.
»Am Samstag in drei Wochen. Sie haben gestern angerufen«, antwortete Leon.
Sie haben angerufen - so war das also. FuckFreak war nicht mehr die kleine Garagenband von nebenan, FuckFreak gehörte ab sofort zur Musikszene. Mir gefiel die Idee - der Invasion einen Schritt näher. Die Masse wollte uns hören, und wir würden bereit sein, wir würden sie fertig machen.
Wir fingen an zu spielen. Ich griff die ersten Powerchords. Und da war es wieder, dieses Gefühl, einfach in der Musik zu verschwinden, unterzugehen. Verdammt geil, sick. Ich ließ mich mitreißen, mit dem Strom, dem Fluss. Und dann der freie Fall - mitten ins Universum - Steves Stimme. Rau, hart, genau richtig. Denn wir waren FuckFreak.

Wir trafen uns regelmäßig hier draußen, im Neverland, wie es Steve liebevoll nannte. Und wir gehörten zusammen. Hier konnten wir abschalten. Der Großstadt entfliehen. Manchmal kamen wir auch einfach nur so her. Zum Chillen. Mattis hatte meistens Dope dabei. Und dann rockten wir ab. Total. So gesehen war es perfekt.
Aber damals fehlte uns noch das Feuer - das Detail, das Etwas - genau das, worauf es ankommt. Denn wir waren alle verliebt, verliebt in FuckFreak, in die Musik, in das Leben. Mehr oder weniger. Seit vier Monaten war das nun schon so. Und es war gut, besser. Es könnte ewig so weiter gehen. Doch irgendwann wurden wir erwachsen, reifer, wie unsere Musik - unser Leben. Aber das störte keinen.
Steve ging mit mir in die Klasse, war mein bester Freund, und doch total anders als ich. Der Realist, Zyniker, der der uns zusammen hielt. Genau dafür mochte ich ihn.
Leon kam erst vor drei Monaten zu uns. Er war ein Jahr älter als ich und Steve, hatte die Schule abgebrochen, und machte nun eine Ausbildung in einer Chemiefabrik.
So war das mit uns. Doch wir hatten FuckFreak, den Lebenssinn. Jedes Wochenende waren wir hier draußen, und probten. Oft fuhren wir auch gleich nach der Schule her, Steve und ich. Schrieben, texteten, vertonten. Manchmal nahmen wir auch Freunde mit. Feierten Partys hier in der Lagerhalle, übernachteten hier. Taten genau das, worauf wir Lust hatten, was uns Spaß machte. Das war unser Projekt, für das wir lebten. Unserer eigenen kleinen Welt.
Und jetzt hatten wir unseren großen Auftritt, den Durchbruch, die Premiere.
Showdown für FuckFreak.

»Marie? Lass uns abhauen. Bitte.«
Sie sah mich erstaunt an.
»Wohin denn?«
»Einfach weg.«
Sie nickte. »Okay.«
Ich schnappte mir die Autoschlüssel vom Tisch und wir stiegen beide ein.
Langsam fuhr ich los. Weg von Leons Haus. Raus aus Berlin. Als wir endlich auf die Autobahn auffuhren, fing es zu regnen an.
Das Trommeln der Regentropfen vermischte sich leise mit Chino's Stimme. Be quiet and drive far away.
Es passte perfekt.
»Egal wo du hinfährst, am Montag müssen wir wieder in Berlin sein. Ich hab Prüfung«, meinte sie.
»Alles klar.« Ich grinste, »Was hältst du von zwei Tagen Erfurt?«
Sie lächelte.
Marie drehte die Anlage lauter. Und so fuhren wir mitten durch die Nacht. Ewig hätte ich so weiterfahren können. Ohne jegliche Anteilnahme am Leben. Marie blickte zum Fenster hinaus, in die Dunkelheit.
»Was war da eigentlich? Zwischen dir und Mila?«
Ich wusste diese Frage würde kommen. Irgendwie war ich auch froh darüber, dass Marie endlich das aussprach, vor dem ich selbst am meisten Angst hatte, vor dem, was ich nicht wusste, und das, was noch kommen würde.
»Sie geht nach Hamburg.«
»Scheiße.«
Ich nickte tonlos.
»Sie ist dir wohl wirklich wichtig, nicht?« Marie wendete sich vom Fenster ab, und sah mich an.
»Ja. Ich, ich denke schon.«
Und da war er, der neue Max. Gratuliere. Gefühlschaos total.
»Nur... Ich hab so verdammte Angst davor, vor der Zukunft. Dass sie in Hamburg bleiben wird. Dass wir mal nicht mehr das sind, was wir jetzt...« ich brach erstaunt ab.
Verdammt, was redete ich da?
Marie fing zu lachen an.
»Marie?« Ich sah sie fragend an.
»Du hast dich verändert, Max, das ist alles.« Sie lächelte. »Aber der neue Max gefällt mir, wirklich.«

Ich musste grinsen.
Nach drei Stunden Fahrt kamen wir endlich in Erfurt an. Ich parkte in der Nähe eines Waldes, am Straßenrand, und stieg aus. Müde vertrat ich mir die Beine. Die kalte Luft ließ mich wieder einigermaßen wach werden. Ich ging ein Stück die Straße entlang. Die Nacht war wunderschön. Vollmond. Ich hatte ganz vergessen, wie schön der Mond in Erfurt aussah. Marie kam langsam zu mir. Ich nahm sie bei der Hand und zog sie mit in den Wald.
»Hejj, was soll das?« Sie kicherte.
»Psschh!« Ich fing an zu laufen. Hand in Hand liefen wir mitten in den Wald hinein. Zwischen den Bäumen konnte man kaum noch etwas sehen, und wir blieben keuchend stehen. Ich lehnte mich seufzend an einen Baumstamm und schloss die Augen. Endlich hatte ich Ruhe. Endlich hatte ich Gedankenstille. Ich war glücklich.
»Du bist verrückt.« Marie lachte kurz und drückte mir einen Kuss auf die Wange.
»Ich muss mal«, sagte sie dann, und setzte sich vor mir auf den Waldboden.
Ich fing zu lachen an. »Du bist verrückt!«
So standen wir gemeinsam zwischen den Bäumen, und genossen die Einsamkeit, die wir in Berlin nicht hatten. Schließlich gingen wir zum Auto zurück. Todmüde legte Marie ihren Sitz um, und schlief sofort ein. Ich betrachtete den Sternenhimmel durch die Windschutzscheibe. Es war ein gutes Gefühl hier neben Marie im Auto zu liegen, drei Stunden von Berlin entfernt. Ich lauschte Maries Atem. Noch lange lag ich so da, genoss die Stille um mich, und dachte über das Leben nach - mein Leben. Erst als es draußen bereits zu dämmern anfing, schlief ich ein.

Laura Schuster
geb. 1993, wohnhaft in Traun
Schule: seit 2007 BG/BRG Ramsauer

DAS LEBEN UND STERBEN DER MADAME CLOCHETTE

Madame Clochette saß und wartete, wie jeden Abend. Man wusste nie, worauf. Jeden Abend betrat neue Kundschaft das Café de la Tour und wer immer durch die breite, vergoldete Pforte kam, der musste unweigerlich ihren Blick treffen. Und er musste erschauern unter ihren grauen Augen. Man sah sie und wusste, dass man ihr, der steifen, der perlenkettenverhängten, der gepflegten alten Dame, nicht zu nahe kommen wollte.

Madame saß starr und stumm und fixierte die Neuankömmlinge mit ihrem Blick, stierte ihnen ins Gesicht, kaum dass sie die Türe hinter sich ins Schloss gedrückt hatten. Was immer sie taten, ob sie lachten, weinten, scherzten oder in ihren Handtaschen nach dem verlorenen Geld suchten, das sich während der letzten Stunden vor ihren verschwenderischen Exzessen in die Kassen diverser Läden geflüchtet hatte, sie hielten inne, wenn der Blick sie traf, und wandten sich ab.

Madame saß an ihrem Marmortischchen, umgeben einzig von der dichten Wolke allzu üppig aufgetragenen Rosenwassers, die mit Sicherheit jeden abschreckte, der womöglich versucht hätte, sie anzusprechen. Egal, wie viel Tabakqualm er in seinem Leben bereits eingeatmet hatte, egal wie abgestumpft seine Nase gegen ätzende Gerüche war, nicht einmal der unerschrockenste Gast des Tour wollte Madame mit seiner Gesellschaft erfreuen. Madame saß dort und wartete.

Man sah sie, man erschrak, man warf ihr scheue Blicke zu und ging weiter. Der Mann, der hinter der Theke die Gläser wusch, vergewisserte sich ab und zu, ob sie nicht etwa in der Zwischenzeit verstorben sei. Lebende Leichen, die jeden Tag sein Café heimsuchten, nein, das war garantiert nicht gut fürs Geschäft. Was hätte in den Zeitungen gestanden, hätte man sie plötzlich tot in ihrem Stuhl vorgefunden, immer noch in ihre Perlen gewickelt, immer noch die Ringe am Finger, immer noch die Serviette in den Händen, als wolle sie sich den nicht vorhandenen Milchschaum von den karmesinroten Lippen tupfen, stocksteif, wie jeden Abend. Ja, was würden die Reporter über sie schreiben, diese Schmierfinken?

„Vieille dame morte au Café de la Tour en attendant son thé – quel service rapide". Er konnte es vor sich sehen, der alte Herr hinter der Theke, während er die Gläser schrubbte. Man würde fragen, was sie dort getan hätte, all die Jahre. Man würde fragen, worauf sie gewartet hatte.

Madame wartete. Sie wartete auf neue Gäste. Sie hielt Ausschau, nach irgendjemandem. Irgendwann würde dieser Irgendjemand ankommen und irgendetwas würde geschehen. Sie wusste es. Und sie wartete darauf.

Madame Clochette erschien jeden Abend pünktlich um sechs Uhr. Sie schritt stolz erhobenen Hauptes ins Café, begutachtete die mit rotem Samt bezogenen Sitzmöbel so aufmerksam, als sähe sie sie zum ersten Mal, und wählte dann so sorgsam, als täte sie dies zum ersten Mal, den Platz direkt gegenüber der Eingangstüre. Pünktlich zum sechsten Glockenschlag ließ sie sich auf dem hochlehnigen Stuhl am Marmortischchen nieder. Ein mutiger Kellner kam, um sie zu fragen, was sie wünsche. Sie lehnte jede Bedienung mit einem knappen Kopfschütteln ab. Nie hörte man ihre Stimme.

Vor Jahren, vor Jahrzehnten gar, bei ihrem ersten Besuch, da hatte man sie noch aufgefordert zu gehen, wenn Madame nichts bestellen wolle, damit man ihren Platz zahlenden Kunden anbieten könne. Es schien, als hätte sie den Herrn nicht gehört. Man argwöhnte, sie sei womöglich taub, und ließ sie fortan in Frieden. Wer wollte schon eine alte, kranke Dame von ihrem angestammten Platz in dem Café vertreiben, das ihr offenbar über alle Maßen gut gefiel? Man war schließlich nicht grausam, gewiss auch nicht taktlos, und niemals, nie wäre im berühmten Café de la Tour eine wütende Stimme erklungen, niemals ein unfreundliches Wort gefallen. Immerhin war man doch auch stolz darauf, solch langjährige Stammkunden vorzeigen zu können. Im Lauf der Zeit war Madame Clochette zu einem Teil des Inventars geworden. Sie war verschmolzen mit der hässlichen geblümten Tapete, und ihr starker Rosenduft hing bald schon mit solcher Intensität in der rauchigen Luft des Cafés, dass es diesem sein altbackenes Flair genommen hätte, hätte man jemals gelüftet, um die Aura der alten Dame in die Nachtluft hinaus zu entlassen.

Jeden Abend, wenn die Pendeluhr an der Wand hinter ihr sechs Uhr schlug, beeilte sich ein Kellner, Madame nach ihren Wünschen zu fragen, ohne mehr zu erwarten als das übliche Kopfschütteln. Manch einer, der diese tägliche Pflicht versah, argwöhnte, all seine Mühe und Höflichkeit sei vergebens, wo doch allgemein gemunkelt wurde, die Dame sei taub.

Blind jedoch, das war sie gewiss nicht. Ihre Argusaugen musterten jeden Passanten und ihr Blick urteilte ganz zweifelsfrei. Volle drei Stunden lang regte Madame sich nicht. Beim neunten Glockenschlag – man sagte, sie spüre wohl die Vibration des Tones in der Luft, Taube hätten ja einen sechsten Sinn für derlei Dinge – erhob sie sich und ging, ohne ein Wort, ohne Knirschen in den Gelenken, ohne steife Beine vom langen Sitzen.

Man sah ihr nach. Für zwei Sekunden verstummte jedes Gespräch im Café. Jeder stellte sich die Frage, wohin sie wohl verschwand und was sie tat, wenn sie nicht den Eingang des Tour überwachte.

Eines Nachts – es war neun Uhr und die Kunden, die ihren Feierabend nicht zum

ersten Mal in diesem Café verbrachten, drehten sich zu Madame um, um ihren würdevollen Abgang zu beobachten – eines Nachts blieb sie sitzen. Der Mann, der seit annähernd zehn Jahren hinter der Theke die Gläser wusch, hielt verdattert inne. Ein solch außergewöhnliches Ereignis war ihm sein Lebtag nicht widerfahren. Einige Minuten lang wurden keine Getränke mehr serviert, denn sämtliche Bedienstete hatten inne gehalten, um zu der alten Dame hinüberzublicken. Erst Protestrufe der Trinker, denen die Zeit bis zum nächsten Gläschen lang wurde, brachen das Schweigen. Man runzelte verwirrt die Stirn, wandte sich mehrmals um, doch dann vergaß man sie, die alte Dame. Es war nicht neun Uhr, es konnte nicht neun Uhr gewesen sein, denn sie saß immer noch dort. Die Uhr musste falsch gehen, ganz bestimmt sogar. Solange sie das Haus nicht verlassen hatte, die Tür nicht hinter ihr ins Schloss gefallen war, solange war es nicht neun Uhr, war nie neun Uhr gewesen.

Madame Clochette aber lächelte. Es war geschehen. Sie hatte lange genug gewartet. Der Besucher, nach dem sie Ausschau gehalten hatte, war eingetreten. Der erste Gast, der ihr Starren nicht bemerkt hatte, der nicht die Nase gerümpft hatte über ihren atemberaubenden Rosendunst, der keinen Blick auf die Perlen geworfen hatte, unter denen ihr Hals verschwand. Der erste, der sie nicht einmal bemerkt hatte. Der erste, für den sie nichts weiter war als ein Möbelstück. An diesem ganz besonderen Abend hatte man sie nicht gefragt, was man ihr bringen dürfe.

Ein weiser Mann, ihr weiser alter Großvater, der schließlich an seiner eigenen Einsamkeit erstickt war – oder wer weiß, womöglich war es doch die Schwindsucht gewesen – hatte der Madame vor vielen Jahren erklärt: „Erfreue dich an deiner Jugend, Mädchen, solange du noch kannst. Ich bin alt geworden. Und weißt du, woran ich das erkenne? Woran du irgendwann erkennen wirst, wie alt und nutzlos du bist? Man wird dich vergessen. Wenn du erst in meinem Alter bist, Kindchen, wirst du einfach übersehen. Und wenn du gänzlich unsichtbar geworden bist, weißt du, dass es Zeit ist zu sterben. Sobald du unsichtbar bist, kannst du gehen, wohin dir niemand folgt. Niemand wird dich vermissen.“ Er hatte zum Himmel aufgeblickt und gelacht. Er hatte ihre Schulter gedrückt. „Und wenn du jetzt die Augen schließt, Kindchen, dann bin ich für dich unsichtbar. Du bist die Letzte, die mich noch sieht. Mach sie zu und lass mich gehen.“ Sie hatte die Augen geschlossen und die Hand war von ihrer Schulter gefallen. Blicklose graue Augen hatten sie angestarrt. Blinde Augen, Augen, die unsichtbar geworden waren, weil sie die Welt nicht mehr sehen wollten.

Und als das Leben begann, auch Madame Clochette anzuwidern, hatte sie sich an jenen Tag zurückerinnert. Sie hatte die Erinnerung an ihren Großvater, jenen weisen alten Mann, hervorgeholt und beschlossen, wie er auf den Tod zu warten, unsichtbar

zu werden für die Welt, die ihr Leben zum endlosen Leiden gemacht hatte. Die Welt, die Madame, wie sie dort an ihrem Tischchen saß, alleine gelassen, ja beinahe schon vergessen hatte. Mit der Zeit war sie tatsächlich alt geworden.

Es hatte länger gedauert, als sie erwartet hatte. Dabei war sie weit einsamer gewesen als grandpère damals. Doch nun, endlich, nach all den Jahren, war sie unsichtbar geworden. Nun durfte sie sterben.

Madame Clochette erhob sich von ihrem Stuhl und schritt in die Mitte der selten genutzten Tanzfläche. Sämtliche Blicke ruhten auf ihr. Genau einmal drehte sie sich im Kreis, ein seliges Lächeln auf den Lippen. Im nächsten Moment brach sie zusammen und war tot. Eine Hundertschaft von schimmernden Perlen rollte über den Boden davon. Der eiligst herbeigerufene Notarzt konnte nur mehr einen Herzinfarkt feststellen.

Am nächsten Morgen titulierte die örtliche Zeitung: „Vieille dame morte au Café de la Tour – une mort rapide".

Der Herr, der im Café seit zehn Jahren hinter der Theke die Gläser schrubbte, musste sich nun erst recht über die Schmierfinken von der Tageszeitung ärgern. Ein schneller Tod? Du lieber Himmel! War eine gründliche Recherche heutzutage denn zu viel verlangt? Nein, die Alte war alles andere als schnell gestorben, so viel sah selbst er mit seinen kurzsichtigen, halb blinden Augen.

Der langjährigen Stammkundin zuliebe und um die Werbung durch die Zeitungen bestmöglich zu nutzen, wurde das Café umbenannt in Café de la Clochette. Ein nachträglich angefertigtes Portrait der geheimnisvollen Dame zierte fortan die Eingangstüre. Man zerstörte die Unsichtbarkeit der Madame Clochette, während auf ihrem Grab Löwenzahn und Disteln vor sich hin wucherten. Entgegen den Befürchtungen des patenten Herrn, der die längste Zeit Gläser geschrubbt hatte, erlebte das Café eine gewaltige Umsatzsteigerung. Man kündigte den Herrn und vergab seine Stelle an einen Jüngeren, der die gleiche Arbeit für weniger Lohn verrichtete. Seine Verdienste gerieten in Vergessenheit, ebenso wie Madame Clochette. Man vergaß, dass sie je gelebt hatte. Dunkel behielten die Menschen die Erinnerung an einen seltsamen Todesfall in Erinnerung, der die Aufmerksamkeit der Medien erregt und bald weit über die Grenzen der Stadt hinaus einiges an Berühmtheit erlangt hatte.

Über ihr Leben, das Leben der Madame Clochette, darüber wusste man freilich nichts. Schließlich war sie unsichtbar gewesen. So lange, bis man sie sterben sah.

Justine Anna Tiefnig
geb. 1991, wohnhaft in Haid/Ansfelden
Schule: seit 2002 Gymnasium der Kreuzschwestern in Linz

DAS MÄDCHEN, DAS IM KIRSCHBAUM SASS

Eine Kirsche war zu Boden gefallen. Milena lugte von ihrem Ast hinunter. Es war eine besonders große und rote Kirsche. Sie sah aus, als würde sie auch besonders süß schmecken. Milena wollte vom Baum klettern, um die Kirsche aufzuheben. Doch da sah sie, wie die vier Jungen sich über den Zaun schwangen und ihre Hälse reckten, um sie durch das Blätterdach des Kirschbaumes auszumachen. Milena setzte sich wieder hin, dicht an den Stamm des Baumes gepresst, und rührte sich nicht. Die Jungen hatten sie noch nicht entdeckt. Aber sie ahnten, dass sie im Kirschbaum saß. Sie war oft hier oben. Ihr Vater hatte ein Brett über zwei Äste gelegt und es festgenagelt. So konnte sie bequem heroben sitzen, Kirschen pflücken und den Vögeln lauschen.

Die Jungen ließen ihr lautes Lachen hören und kamen gefährlich langsam näher. Milena hielt den Atem an. Sie würden nicht bis zu ihr hinaufklettern. Sie hatten es einmal gewagt, doch unter ihrem Gewicht war ein Ast abgebrochen und einer von ihnen hatte sich sogar verletzt. Seitdem begnügten sie sich damit, sich unter den Baum zu stellen und sie vom Boden aus zu ärgern. Sie kletterten höchstens auf den untersten Ast, denn der war etwas dicker. Wenn sie sich groß genug machten, kamen sie so nahe an sie heran, dass sie sie anspucken konnten, oder sie warfen Steine nach ihr. Milena wusste nicht, warum die Jungen sie immerzu piesackten. Sie hatte ihnen nie etwas getan.

Einer der Jungen hatte sie entdeckt. Mit dem Finger zeigte er auf sie und die vier tuschelten hinter vorgehaltenen Händen. Einer hob einen Stein vom Boden auf und zielte. Er traf Milena an der Schulter. Sie schrie auf und begann zu weinen. Vor Schmerz und vor Ärger über die ungehobelte Art der Jungen.

Milenas Mutter hatte ihren Schrei gehört. Besorgt kam sie aus dem Haus gelaufen.

„Milena? Was ist passiert?“, rief sie und ihre Stimme überschlug sich beinahe vor lauter Sorge.

Jetzt kam auch der Vater in den Garten gerannt. Als die Eltern die Jungen sahen, erfassten sie, was wohl schon wieder vor sich ging. Der Vater wurde sehr böse.

„Verschwindet sofort von hier!“, donnerte er. „Und wenn wir euch noch einmal hier erwischen, werde ich ein Gespräch mit euren Eltern führen!“

Die Jungen setzten noch eine überhebliche Miene auf, doch sie zogen sich zurück. Milenas Vater war ein angesehener Arzt und alle Leute, sogar diese Raufbolde, zollten ihm Respekt.

Die Mutter eilte zum Baum und sah hinauf.

„Ist alles in Ordnung, Liebling? Warum weinst du?“, fragte sie und hatte selbst Tränen in den Augen. Sie war ein sehr mitfühlender Mensch. „Haben sie dir weh getan?“

Milena nickte.
„Komm herunter, dann kann Papa dich verarzten!“
Sie schüttelte den Kopf.
„Bitte, Milena!“
Nachdem sie noch eine Weile sitzen geblieben war und leise geweint hatte, hatte sie dem Bitten ihrer Mutter nachgegeben und war vom Baum geklettert. Ihre Schulter tat noch immer sehr weh. Der Vater trug sie ins Haus.
„Das kriegen wir schon wieder hin!“, flüsterte er ihr ins Ohr und gab ihr einen Kuss aufs Haar. „Ich finde bestimmt eine Zaubersalbe für dich, dann tut es gleich nicht mehr weh!“

An diesem Tag war es das letzte Mal geschehen, dass die Jungen sich von Milenas Eltern hatten vertreiben lassen. Als sie das nächste Mal kamen, da lachten sie den Vater aus, als er sie ermahnte. Und sie beschimpften ihn. Sie warfen ihm vor, er sei ein Jude, was Milena nicht verstand, denn seit wann war es ein Verbrechen, Jude zu sein? Sie nahmen Steine und sie bewarfen nicht nur Milena, sondern auch ihren Vater und ihren älteren Bruder Kolja, der herbeigeeilt war. Milena sah von ihrem Ast aus, dass die Nachbarn über die Hecke lugten und die Szene beobachteten. Sie war sehr aufgebracht, dass sie ihnen nicht zu Hilfe kamen, doch vielleicht meinten sie es gar nicht böse, sondern hatten einfach auch nur Angst vor den Jungen, genau wie sie selbst.
Nach diesem Vorfall gab es noch drei, vier ähnliche. Danach kamen die Jungen nicht mehr. Milena hatte ihren Vater gefragt, wieso sie nun endlich beschlossen hatten, sie in Ruhe zu lassen.
„Ich vermute, ihre Eltern haben ihnen verboten, mit Leuten wie uns zu verkehren“, hatte der Vater geantwortet. Er hatte sehr verbittert geklungen. Milena hatte nicht verstanden, was er meinte. Doch sie hatte nicht nachgefragt, weil die Mutter, die daneben gesessen hatte, auf einmal sehr bedrückt gewirkt hatte und Milena nicht wollte, dass sie noch trauriger wurde.
In letzter Zeit herrschte im Allgemeinen eine merkwürdige Stimmung. Die Eltern waren oft schweigsam oder unterhielten sich im Flüsterton, und wenn Milena ins Zimmer kam, verstummten sie schnell und lächelten gekünstelt.
Früher hatte sich Milena gerne die Bilder in der Zeitung angesehen und hatte die Wörter gelesen, die sie schon konnte. Doch seit neuestem räumte die Mutter die Zeitungen immer schnell weg. Einmal hatte Milena sie gefragt, wieso sie sie denn nicht mehr durchblättern dürfe.
„Lies doch lieber ein Buch“, hatte die Mutter vorgeschlagen. „Da stehen nettere Dinge drin!“

Milena hatte sich eines ihrer Lieblingsbücher mitgenommen und war in den Kirschbaum geklettert, um darin zu lesen.
Die Jungen ließen Milena jetzt zwar in Ruhe, doch dafür passierte es häufig, dass auf einmal ältere Kinder in der Schule sie und Kolja mit schlimmen Wörtern beleidigten, ihre Schulbücher in den Müll warfen oder ihnen ihr Pausenbrot wegnahmen. Als Milena zu weinen begonnen hatte, hatte Kolja liebevoll zu erklären versucht, dass die anderen Kinder nur eifersüchtig wären, weil Milena viel hübscher und viel bezaubernder war als sie. Anfangs war sie skeptisch gewesen, aber sie hatte gefunden, dass es eine schöne Erklärung war, und so hatte sie es geglaubt.

Als Kolja und Milena eines Tages aus der Schule nach Hause kamen, hatte die Mutter am Küchentisch gesessen und in ihr Taschentuch geweint.
„Was ist denn los, Mama?“, hatten sie gefragt.
Die Mutter hatte schnell ihre Tränen getrocknet, ein Lächeln aufgesetzt und ihre Kinder an sich gezogen.
„Ach, wisst ihr, ich vermisse nur Papa!“
„Wo ist er?“, hatte Kolja geschrien, so laut, dass Milena erschrak.
„Er ist in Warschau, bei Tante Paulina“, hatte die Mutter gesagt und wollte Kolja beruhigend übers Haar streichen. Doch er hatte sich losgerissen und war in sein Zimmer gelaufen. Die Tür flog mit einem lauten Knall zu.
Milena war verwirrt. Sie verstand nicht, wieso Kolja so wütend war. Durfte Papa seine Schwester nicht besuchen? Noch weniger verstand sie, wieso der Vater sie und Mutter und Kolja nicht mitgenommen hatte. Immerhin mochten sie alle Tante Paulina sehr gerne.

Von dem Tag an, an dem der Vater verschwunden war, veränderte sich alles. Die Mutter weinte fast nur noch, Kolja hatte fast immer einen grimmigen Blick aufgesetzt und Milena verbrachte noch mehr Zeit in ihrem Kirschbaum.
Eines Tages kam Ferdinand Albrecht zu Besuch. Er war schon lange mit den Eltern befreundet und auch zu Milena immer freundlich gewesen. Sie mochte ihn, aber sie war zu schüchtern, um sich mit ihm zu unterhalten. Einmal hatte sie die Eltern aus Neugierde über Ferdinand ausgefragt. Sie hatte erfahren, dass er aus einer angesehenen Familie kam und einen hohen Posten bei der Polizei inne hatte.
Als er an jenem Tag zu Besuch kam, saß Milena gerade im Kirschbaum. Die Mutter und Ferdinand setzten sich in den Garten, um gemeinsam Tee zu trinken. Keiner von beiden hatte Milenas Anwesenheit bemerkt, und so unterhielten sie sich so laut, dass

sie mithören konnte.

„Ist es nicht gefährlich für dich, herzukommen?“, fragte die Mutter.

„Ja, das ist es“, stimmte Ferdinand ihr zu. „Aber, Anja, ich habe Filip versprochen, dass ich dir zur Seite stehen werde, sollte er deportiert werden. Und Versprechen sind dazu da, um gehalten zu werden.“

Die Mutter war so gerührt, dass sie wieder zu weinen begann. Ferdinand nahm sie in den Arm und tätschelte ihren Rücken.

„Werden sie uns auch wegschicken?“, fragte sie, als sie sich wieder beruhigt hatte.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Ferdinand. „Aber ich werde alles, was in meiner Macht steht, tun, damit euch nichts passiert!“ Er nahm ihre Hand und drückte sie.

Das Gespräch, das sie belauscht hatte, bedrückte Milena. Sie hatte schon länger geahnt, dass irgendetwas ganz und gar nicht in Ordnung war. Und das hier war nun die Bestätigung gewesen.

Als Ferdinand gegangen war, kletterte Milena vom Baum und lief zu Kolja. Er saß an seinem Schreibtisch. Als sie eintrat, ließ er schnell ein Blatt Papier in einem Schubfach verschwinden. Milena hatte nur eine weiße Rose, die in einer Ecke prangte, erkennen können.

„Was passiert gerade?“, fragte Milena.

„Was meinst du?“, fragte Kolja zurück.

„Alle Menschen haben sich verändert, Papa ist noch immer nicht von Tante Paulina zurückgekommen, wir müssen zu Fuß zur Schule gehen, weil wir nicht mehr mit der Straßenbahn fahren dürfen. Wir dürfen überhaupt fast gar nichts mehr. Und wieso müssen wir immer mit einem gelben Stern auf der Jacke herumlaufen?“

Kolja seufzte und hob Milena auf seinen Schoß.

„Weißt du“, begann er, „Mama und ich wollten dir nicht zu viel darüber erzählen, damit du dir keine Sorgen machst. Aber ich finde, du bist alt genug, um etwas über das, was draußen vor sich geht, zu erfahren. Außerdem betrifft es uns mittlerweile alle.“

Kolja machte eine kurze Pause, in der er die Fäuste ballte und tief ein und aus atmete.

„Also“, fuhr er fort, „draußen ist Krieg. Deutschland gegen den Rest der Welt, wenn man es so will.“

Milena riss die Augen auf. Ein Krieg? Das klang grauenhaft.

Sie überlegte.

„Aber wieso sind dann die Leute gemein zu uns? Wir haben doch nicht mit dem Krieg begonnen!“

„Wir sind Juden, und an der Spitze unseres Staates steht ein Mann, der Juden auf den Tod nicht ausstehen kann. Er denkt, dass wir Schuld daran sind, dass unser Land

den letzten Krieg verloren hat und dass wir andere Leute um ihr Geld bringen und so weiter. Er jagt die Juden und andere Menschen, die er nicht mag, aus dem Land oder sperrt sie ein und lässt sie für sich arbeiten“, erklärte Kolja.

„Das verstehe ich nicht!“, sagte Milena verzweifelt.

„Das musst du auch nicht! Geh spielen!“

Milena rutschte traurig von Koljas Schoß und lief nach draußen. Sie stieg wieder auf den Kirschbaum und versteckte sich in dessen Krone. Koljas Worte eben hatten sie zutiefst erschüttert. Grausame Dinge geschahen um sie herum, das ahnte sie, und jetzt, da sie mehr darüber wusste, hatte sie das Gefühl, nie wieder fröhlich sein zu können und eine große Angst vor der Welt außerhalb ihres Kirschbaumes überkam sie. Als sie auf den Boden blickte, kam ihr ein Gedanke: Sie würde einfach hier oben bleiben. Hier konnte ihr nichts geschehen. Milena rief nach ihrer Mutter.

„Kannst du mir eine Jacke bringen? Und eine Decke?“, fragte sie.

„Ist dir kalt? Du bist doch nicht etwa krank?“, wollte die Mutter besorgt wissen.

Milena beruhigte sie, indem sie versicherte, dass sie völlig gesund sei, und die Mutter brachte ihr die gewünschten Dinge.

So saß Milena in ihrem Kirschbaum, hatte die Decke um ihre Schultern gelegt und sah durch das Blätterdach und das Astgewirr in den Himmel, der sich langsam rötlich verfärbte.

Die Mutter kam und verkündete, dass das Abendbrot fertig sei. Milena fragte, ob sie im Baum essen könne. Die Mutter runzelte zwar die Stirn, doch sie befand, dass dies wohl eine kindliche Laune sei, die schnell wieder vergehen würde. Also brachte sie ihr einen Teller mit Broten und ein Glas Apfelsaft.

Als Milena auch zum Schlafen nicht vom Baum kommen wollte, wurde die Mutter ungeduldig.

„Du kannst nicht da oben schlafen! Du könntest hinunterfallen!“, sagte sie.

Milena musste ihr Recht geben. Sie schloss mit sich selbst einen Kompromiss: In der Nacht würde sie vom Baum kommen, um in ihrem Bett zu schlafen. Doch in der Früh würde sie sofort wieder hinaufklettern. Gott sein Dank waren gerade Sommerferien, so musste sie nicht in die Schule und sie konnte in ihrem sicheren Versteck bleiben.

Gesagt, getan. Als die Vögel zu zwitschern begannen, wusch sich Milena eilig und zog sich an, dann lief sie in den Garten und kletterte auf den Baum. Ihre Mutter beobachtete sie durch das Küchenfenster und schüttelte den Kopf. Als Kolja zum Frühstück kam, fragte sie ihn, ob er wisse, was mit seiner Schwester los sei.

„Ich habe ihr von den Zuständen in unserem Land erzählt“, sagte Kolja.

Die Mutter sah ihn entsetzt an.

Kolja hob beschwichtigend die Hände. „Du kannst es ihr nicht ewig verschweigen! Sie ist genauso betroffen wie wir!“

„Aber sie ist doch noch ein Kind!“, rief die Mutter und musste sich setzen.

Kolja nickte. „Ja, und deswegen sitzt sie wahrscheinlich auch die meiste Zeit in dem Kirschbaum. Sie flüchtet vor dem Bösen in der Welt. Willst du ihr das verübeln?“

Die Mutter verbarg ihr Gesicht in den Händen und wimmerte. Kolja seufzte und ging zu ihr. Er strich ihr über den Rücken.

„Wieso muss das alles geschehen?“, weinte sie. „Was haben wir denn getan? Filip ist weg, wir wissen nicht, wo er ist und ob er überhaupt noch lebt, täglich werden unsere Freunde und Bekannten in die Lager gekarrt und wer weiß, vielleicht sind wir die Nächsten!“

„Denk nicht an so etwas!“, versuchte Kolja, seine Mutter zu trösten.

Doch sie ging nicht darauf ein. „Und um dich muss ich mir auch jede Nacht Sorgen machen, wenn du dich davonschleichst und… und…“ Sie konnte den Satz nicht beenden, da ein Weinkrampf ihren Körper beben ließ.

„Mutter, bitte, du weißt, ich will dir keinen Kummer bereiten! Aber jemand muss Widerstand leisten! Und es ist wichtig für mich, dass ich dabei bin!“

Er nahm die Mutter in den Arm und langsam wurde ihr Schluchzen leiser.

„Es ist schon in Ordnung, Kolja!“, brachte sie schließlich hervor. „Ich bin doch so stolz auf dich! Aber meine Sorge ist einfach größer.“

Sie schnäuzte sich und stand dann auf.

„Ich werde Milena das Frühstück bringen“, sagte sie.

Zwei Wochen war es nun schon her, seit Milena den Beschluss gefasst hatte, im Kirschbaum zu bleiben. Seitdem war sie wirklich jeden Tag auf ihrem Brett oder auf einem dicken Ast gesessen, hatte die Füße baumeln lassen, gesungen und das warme Wetter genossen. Ihre Mutter hatte ihr etwas zu essen und zu trinken gebracht und manchmal hatte sich Kolja unter den Baum gesetzt und sich mit ihr unterhalten. Und nichts war Milena passiert, was ihr bestätigte, dass ihr Baum der einzig sichere Ort auf dieser Welt war.

Milena hatte auch viel nachgedacht da oben in der Baumkrone. Über die Welt und über sich selbst und über die Liebe. Sie war zu dem Schluss gekommen, dass die Welt kein Herz hatte. Denn sonst hätte sie sich kaum gegen sie und die vielen anderen Menschen, die zurzeit litten, verschworen. Grausam war die Welt, jawohl, und unberechenbar.

Was die Liebe anging, so brachte sie nur Schmerzen. Wenn man jemanden liebte,

dann tat es sehr weh, wenn dieser Mensch auf einmal nicht mehr da war. Sie musste an ihren Vater denken und eine stille Träne rann über ihre Wange. Sie hatte versucht, nicht mehr zu lieben. Doch jedes Mal, wenn sie an ihre Mutter dachte oder an Kolja, merkte sie, dass ihr das nicht gelingen würde.

Milena hörte, wie an der Türe geklopft wurde. Die Mutter öffnete und kurz darauf war Ferdinands Stimme zu hören. Er klang sehr aufgeregt, jedoch nicht im guten Sinne.

„Sie kommen euch gleich holen!“, sagte er.

Die Mutter schrie auf. „Wo wollen sie uns hinbringen?“

„In ein Lager.“

„Die Kinder auch, oder nur mich?“ Die Stimme der Mutter zitterte.

„Euch alle drei“, antwortete Ferdinand.

Die Mutter begann laut zu weinen.

„Kannst du uns nicht helfen?“, flehte sie.

„Es tut mir so Leid!“, sagte Ferdinand und es schien, als könne auch er die Tränen nur schwer zurückhalten. „Aber sie haben mich schon im Verdacht, mit dem Widerstand zu kollaborieren. Wenn ich euren… Abtransport“, es fiel ihm schwer, das Wort auszusprechen, „Wenn ich euren Abtransport verhindere, dann fliegt womöglich unsere ganze Arbeit auf. Ich kann es nicht riskieren, es tut mir Leid, du weißt gar nicht, wie sehr!“

Die Mutter bemühte sich, sich zu fassen. „Schon in Ordnung, Ferdinand!“, brachte sie hervor. „Ich danke dir von ganzem Herzen für alles, was du für uns getan hast!“

„Es war aber anscheinend zu wenig!“, meinte Ferdinand grimmig.

Eine Zeit lang sprach keiner von beiden, vielleicht hatte Ferdinand die Mutter in seine Arme genommen, um sie zu beruhigen. Milena hörte, wie ein Auto vor ihrem Haus parkte. Da lachte die Mutter auf einmal auf. Milena hatte noch nie ein so verzweifeltes und gleichzeitig glückseliges Lachen gehört.

„Rette Milena!“, hörte sie sie eindringlich flüstern. „Bitte, rette Milena!“

„Wenn ich nur wüsste, wie!“, rief Ferdinand.

„Sie sitzt im Kirschbaum!“, sprach die Mutter weiter. „Vielleicht finden sie sie nicht! Bitte Ferdinand, meine Tochter, rette meine Tochter!“ Sie flehte ihn an, und ihr Flehen jagte Milena eine Gänsehaut über den Rücken.

Sie wusste nicht, was Ferdinand geantwortet hatte. Doch als die Mutter in lautes Weinen ausbrach und ihm wieder und wieder dankte, vermutete sie, dass er wohl genickt hatte.

Milena verstand nicht, was vor sich ging. Wo sollten sie hingebracht werden? Und

warum wollte die Mutter nicht, dass sie mit ihnen ging? Wieso sollte Ferdinand sie retten? Würde es denn schlimm dort sein, wo sie hin mussten?

An der Türe wurde wieder geklopft. Männer traten ein und befahlen der Mutter und Kolja, mitzukommen.

„Wo ist das Mädchen? Hier wohnt doch auch ein Mädchen, nicht wahr?“, fragte ein Mann mit einer bedrohlich tiefen Stimme.

„Machen sie Witze?“, fragte Ferdinand und klang dabei ungläubig. „Die Tochter ist vor einigen Wochen an einer Sommergrippe gestorben.“

„Tatsächlich?“, fragte der Mann und blätterte in seinen Unterlagen. „Da hat dann wohl einer vergessen, das Ableben der Göre einzutragen. Naja, was soll's!“ Wahrscheinlich zuckte er gleichgültig mit den Schultern.

Milena hörte, wie die Leute das Haus verließen. Sie glaubte, dass sie nun alleine war. Da erschien Ferdinand in der Türe, die in den Garten führte. Er sah zum Kirschbaum hin, in dem sie saß.

„Milena?“, frage er zaghaft.

Sie antwortete nicht. Wahrscheinlich wollte er, dass sie herunterkam. Aber das würde sie nicht tun! Niemals! In ihrem Kirschbaum, da war sie sicher.

Vanessa Tockner
geb. 1992, wohnhaft in Engerwitzdorf
Schule: Akademisches Gymnasium Linz

FIONUIR

Es war Winter.
Natürlich war es immer Winter in Fionuirs kleiner Welt, sie kannte nichts anderes als Kälte und Zurückweisung. Niemand wollte etwas mit ihr zu tun haben, niemand mochte sie. Niemand kam in ihre Nähe. Immer war sie alleine, und sie liebte es, denn sie hatte Angst vor den Menschen in dieser Stadt.
Sie wollte allein sein. Die Einsamkeit war ihre Freundin, mit der sie durch die leeren Gassen streifte, bei Sonnenschein ebenso wie bei Sturm und Hagel. Immer gleich. Was machte es schon? Es kümmerte sich ja doch niemand darum, was sie tat, und deswegen wollte sie glauben, dass es egal war, was sie mit sich selbst tat.
Sie hatte auch kein Zuhause, keinen Unterschlupf, in den sie zurückkehren konnte. Es gab keinen Ort, an dem es sich gelohnt hätte, eine Kerze anzuzünden. Kerzen waren Wärme. Fionuir hatte keine Kerzen verdient, und sie wollte sie nicht. Sie stanken scheußlich.
Fionuir war ein Mädchen, ein einfaches Mädchen wie jedes andere auch. Oder war es bis vor einigen Monaten gewesen. Vielleicht war sie auch immer schon anders gewesen. Sie wusste es nicht. Sie liebte die Einsamkeit, das war in Ordnung.
Anders … anders war das unnatürlich helle weißblonde Haar, anders waren die großen Augen, in denen sich das farblose Eis des Winterkontinents spiegelte.
Dort oben, im Norden, dort wäre sie wohl nicht aufgefallen, hätte sich ein Loch im Eis gegraben und wäre darin versunken, ungestört und geborgen. Die Einöde hätte ihr gefallen, sowie die Eisbären, die so flauschig aussahen und so scharfe Krallen und Zähne besaßen. Ja, Fionuir sehnte sich nach dem Norden. Sie liebte Kälte. Permanente Gänsehaut. Sie hasste die Sonne, den Schweiß, die glitschigen Spuren, wenn sie etwas berührte.
Fast schneeweiß war ihre Haut, durchzogen von sichtbaren, blauen Adern. Eine Eisprinzessin, die man bei schlechtem Wetter durch die Gassen ziehen sah, nur mit Hemd und Hose bekleidet. Sie hasste Schuhwerk, sie hasste viel Kleidung. Wollte in Verbindung bleiben mit ihrer Umgebung, den Wind auf der Haut und den Boden unter den Füßen spüren. Dann, nur dann war Fionuir am Leben.
Natur, die Eiskristalle am Fensterglas, die dreckigen Schneehaufen an den Häuserecken, der kleine Fleck Erde, der sich mit Bäumen bepflanzt die Straße entlangzog. Ihre Welt, ohne die sie schon längst zu Rauch und Asche zerfallen wäre. Ohne die ihr Dasein nicht Leben genannt werden konnte.
Aber sie hasste Metall, Glas, Plastik. Künstliches Material. Schon beim Gedanken

daran könnte sie kotzen, ihre Kehle juckte schon verdächtig.
Doch diesmal hielt sie sich zurück, wollte den schönen Schnee nicht mit gelblich-brauner Brühe beschmutzen. Sie war es nicht wert.
Und doch brauchte sie sie so sehr. Die Welt, in der es noch einen Atem gab, die noch keine automatischen Uhrwerke kannte. Diese Welt war eine erfüllte Welt.
Trotzdem war Fionuir mit ihrer Welt an kleinen, kalten Freuden allein und eingesperrt. Denn die Stadt raubte ihr die Flügel. Für immer blieb sie an den Asphaltboden gefesselt, ein kleines, hilfloses Feenkind, verloren und vergessen. Mit einem Fluch ausgestattet, der so lächerlich nutzlos und quälend war, dass er ihre Existenz in dieser Stadt aus Plastik noch verschlimmerte.
Bilder, Stimmen in ihrem Kopf … sie erzählten von der Zukunft, flüsterten ihr ferne Geschichten zu, mit denen sie nichts zu tun hatte. Sie hasste sie, diese sogenannte ‚Gabe'. Wer hatte sie so genannt? Vergessen. Sie geriet in Zorn darüber; sollte sie sich nicht an so etwas erinnern? Die Zukunft mochte sie nicht und außerdem besaß sie keinen Nutzen. Sie konnte doch sowieso nichts mehr daran ändern.
Zitternd strich sie um eine Ecke, auf leisen Sohlen, nicht einmal der Kies knirschte. Sie zitterte ständig in letzter Zeit, es wurde kälter. Sich in Kälte ertränken, bis sie nichts mehr spürte, bis ihre Nasen-, Fingerspitzen und Zehen steif wurden, bis ihr Körper taub wurde und sie eine angenehme Trägheit spürte. Dann erfuhr sie Glück, nur dann.
Sie liebte ihre Einsamkeit, so konnte sie alleine kalt und glücklich werden, es war in Ordnung so.
Es war in Ordnung …
Ein Junge stand heute an der Ecke mit dem Porzellanladen. In diesem Laden gab es alle möglichen Dinge aus Glas und Porzellan, Puppen, Figuren, Vasen, Schalen und Becher. Oft malte Fionuir sich aus, dort hineinzugehen und ein Ding nach dem anderen in die Hände zu nehmen, seine Form nachzufahren und es sanft zu Boden gleiten zu lassen. Wo es mit einem lauten Klirren zerbrechen würde. Sie liebte dieses Geräusch, sie ließ Flaschen aus dem Müll auf den Boden fallen. Was machte es schon, wenn sie sich dabei ein paar kleine Splitter einfing? Ein weiteres Glasding zerstört.
Jedes Mal, wenn ihre Finger Glas berührten, durchfuhr sie gleißender Schmerz, ihre Haut verbrannte. Jedes Mal, bei Glas, Metall, Plastik. Materialien, die so typisch waren für eine Stadt, bescherten Fionuir unsäglichen Schmerz. Sie konnte sie nicht anfassen. Sie musste ihre ganze Kraft zusammennehmen. Mit den dreckigen Flaschen aus den Müllcontainern ging es ein wenig leichter.
Der Junge … ja, was tat er da? Fionuir wollte die Dinge im Porzellanladen anschauen,

anstarren, mit ihren stechend hellen Augen aufspießen. Doch er stand davor. Sie hatte keine Lust, zu sprechen.
Stellte sich stattdessen einfach vor ihn hin.
Er sah sie kommen und wandte den Blick nicht ab. Feuerrotes, wirres Haar und ein cremefarbener Teint, fast so hell wie bei ihr, jedoch um einiges wärmer. Hitze, das war es, was der Junge im Übermaß ausstrahlte. Sein Atem wehte ihr mitten ins Gesicht. Verbrannte sie fast. Trotzdem blieb sie stehen. Sie wollte ihre Glasfiguren.
„Was machst du hier? Wo kommst du her?", fragte der Junge und zog neugierig eine Augenbraue hoch.
Nun gut, dann erhob Fionuir eben doch ihre Stimme. Leise, hell und dünn war sie, eine Stimme, die wie weiße Wolkenfetzen oder Rauch oder Nebel klang. „Ich will die Glasfiguren anschauen. Ich komme von nirgendwo." Zwei Antworten auf zwei Fragen. Was gab es Einfacheres?
Trotzdem lachte der Junge los, verbrannte mit seinem Atem ihr Gesicht, sengte fast ihre gespenstisch hellen Wimpern an. Dann fuhr er sich mit der Hand durchs widerspenstig abstehende Haar und grinste sie an. „Du hast kein Zuhause, keinen Ort, an den du zurückgehen kannst?"
Wahrscheinlich hatte er während des Lachens ihre blauen Zehen, ihre zerschlissenen Kleider gesehen.
„Nein", sagte Fionuir. Was sonst?
„Dann komm doch mit mir. Ich kenne da einen Platz", schlug der Junge vor und lächelte sie aufmunternd an. Er war genau um einen Kopf größer als sie.
Jetzt hob sie den Kopf und sah ihn richtig an. Augen von einem leuchtenden Blau. Ein rundes, freundliches Gesicht. Trotzdem erschien er erwachsen, als hätte das Leben ihm ein paar Ecken und Kanten hinzugefügt. Er bewegte sich erwachsen. Seine Hände waren rau und voller Schwielen, das hatte sie vorher schon gesehen.
Sie dachte über sein Angebot nach. „Warum sollte ich das tun?" Kein Vorwurf, kein Hochmut lag in der nebeligen Stimme, nur eine einfache Frage.
„Weil mir deine Kälte gefällt. Ich werde dir zwar keine Wärme geben, aber ich kann dir einen Ort zeigen, wo du freier wirst. Wo du leben kannst ohne so leben zu müssen wie bisher!" Seltsame Worte. Fionuir hatte sich nie Gedanken um Freiheit gemacht. Sie war einfach da, schließlich konnte sie gehen, wohin sie wollte und niemand hinderte sie daran. Sie ärgerte sich, dass die Worte eines einfachen Jungen ihr schon Zweifel entlocken konnten.
Schließlich drehte sie sich um und stapfte stumm davon, in der selben langsamen, aber stetigen Gangart, die sie schon überall hin gebracht hatte. Die sie wegbringen würde von

den aufreizenden Worten des Jungen. Sie mochte es nicht, wie der Junge sprach. Sie mochte es nicht, wie der Junge sich bewegte. Sie konnte den Jungen nicht ausstehen.
Fionuir wanderte ziellos umher, achtete noch weniger auf die Umgebung als sonst. Sie fühlte sich wie in Trance, dösig, als wäre ein Schleier zwischen der Welt und ihr. Zwischen ihren Gedanken und ihr. Sie konnte nicht denken, denn wenn sie dachte, dachte sie nur mehr an eines. Einen.
Der Junge ging ihr nicht aus dem Kopf. Ich kann dir einen Ort zeigen, wo du freier wirst …
Was sollte das schon bedeuten?! Während ihre Füße mit den blauen Zehen einherschritten, ärgerte sie sich noch mehr darüber, dass sie einfach weggegangen war. Geflüchtet war. Sie hätte genau nachdenken, etwas erwidern sollen.
Plötzlich blieb sie stehen, starrte ihre Füße an. Blaue Füße, blaue Wolken am Himmel. Warum hätte sie eigentlich etwas erwidern sollen? Warum aufbegehren?
Sie hatte sich geärgert über seine Worte. Hatte sie als Angriff auf ihr Leben, auf ihre Existenz angesehen. So wie sie jetzt lebte, war es nicht in Ordnung, das hatten seine Worte gesagt. Vielleicht hatte er aber etwas ganz anderes gemeint …
Fionuir war verwirrt. Als es langsam dunkler wurde, grub sie sich in einen Müllhaufen ein und schlief. So lebte sie. Sie roch nichts, schmeckte nichts, fühlte nichts.
Doch am nächsten Morgen war ihr kalt. Sie spürte Kälte, und eine Gänsehaut nach der anderen schüttelte ihren dürren Körper. Sie presste die Zähne aufeinander, damit sie nicht klapperten und laut in der Gasse widerhallten. Etwas hatte sich geändert. Und Fionuir wusste nach einer Weile im Sonnenlicht des neuen Tages, was sie tun musste, um sich an diese Veränderung anpassen zu können. Es war etwas anderes als einsam und ziellos durch die Stadt zu streifen.
Schon von weitem sah sie den Jungen vor dem Porzellanladen. Genau an der selben Stelle, direkt vor dem großen Schaufenster. Heute interessierte Fionuir sich allerdings nicht für die zerbrechlichen Vasen und Schalen hinter ihm. Heute ging sie mit zaghaft gesenktem Kopf, aber geradem Blick auf ihn zu. Sie sah ihn und er sah sie. Farblose Augen brannten sich in dunkelbraune, Kälte in Wärme, sie klammerten sich aneinander, gingen ineinander über und vermischten sich.
Die Grenzen waren niedergerissen. Fionuir konnte sprechen. „Ich habe es mir überlegt. Ich komme mit“, sagte sie, bevor er die Gelegenheit dazu hatte.
Überraschung zeigte er keine. Bestimmt hatte er es schon geahnt, gewusst, was er sagen musste, doch Fionuir war es egal. Als er lachte und voranging, folgte sie – ein rundlicher, rothaariger Bengel mit feuerrotem Haar und ein dürres Mädchen mit gespenstischem Seidenhaar und nicht mehr ganz so blauen Zehen.

Veronika Zoidl
geb. 1992, wohnhaft in Ottensheim
Schule: seit 2002 Bischöfliches Gymnasium Petrinum

DER STAND DER ZEIT

Der Tag hatte nicht gut angefangen.
Viel zu spät hatte der Wecker geläutet, als ob er mich davon abhalten wollte, pünktlich aus dem Haus zu kommen, viel zu heiß war der Kaffee, als ich ihn trank und mir dabei die Zunge verbrannte, viel zu früh war der Morgen, als dass man ihn hätte gut nennen können. Trotzdem schaffte ich es irgendwie noch im Halbschlaf in meine Hose und meine Jacke und aus der Tür, sprintete zum Bahnhof und stellte dort überrascht fest, dass der Zug noch gar nicht angekommen war. Ich setzte mich auf eine Bank und überlegte, ob ich mir eine Zeitung nehmen sollte, aber eigentlich wollte ich viel lieber einfach so vor mich hinstarren. Der Morgen schien merkwürdig dunkel, verschluckte alles um mich herum und ich brauchte eine Weile, bis ich erkannte, dass ich nicht alleine war. Verwirrt kniff ich die Augen zusammen und verfluchte die ausgebrannte Lampe am Bahnhof, die mich zweifeln ließ, dass ich tatsächlich sah, was ich glaubte zu sehen; irgendein Verrückter stand da auf den Gleisen, wartete auf den Zug, auf den Zug, der ihn -
Mein Herz schlug wie wild. Diesen Gedanken wollte ich nicht zu Ende denken und zwang mich, wegzusehen. Wenn mich jemand fragen sollte, hätte ich das perfekte Alibi. Bin zu spät zum Bahnhof gekommen. Hab nichts gesehen …
Aber irgendetwas in mir half mir auf die Beine und führte mich näher an die Person heran. Sie war groß gewachsen, trug einen Hut, den sie tief ins Gesicht gezogen hatte, sodass ich das Gesicht nicht sehen konnte. Die Jacke war weit und ließ keinen Schluss darauf zu, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte. „Kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich und wollte mich gleich dafür ohrfeigen. Was für eine dumme Frage.
„Nichts, was Sie tun, kann mir helfen“, hörte ich die Stimme sagen, die sich … Nun ja, die sich nur mit einem Wort beschreiben lassen könnte: neutral. Sie war nicht hoch, nicht tief, nicht traurig, aber auch nicht fröhlich, nicht gelassen, aber auch nicht angespannt, nicht alt und nicht jung. Sie war einfach eine Stimme. „Aber ich kann sie beruhigen – nichts, was Sie tun, kann mir schaden“, sagte die Stimme, klang jetzt aber amüsiert.
Mein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Mir schien einfach nichts Passendes einzufallen, was ich hätte sagen können, aber irgendwann hörte ich meine eigene Stimme.
„Wollen Sie nicht von den Gleisen gehen?“ Fast flehend horchte ich mich an. „Wissen Sie… Der Zug kommt bald.“
„Das ist wohl beabsichtigt, meinen Sie nicht? Was werden Sie wohl als nächste Weisheit von sich geben? Das Leben ist lebenswert? Das Leben ist zu kurz um auch nur

einen Moment an das zu denken, was ich im Begriff bin zu tun? Das Leben ist lang, glauben Sie mir… Für manche sehr lang.“ Der Mensch lachte leise.

„Gehen Sie einfach einen Schritt weiter. Bitte. Gehen Sie auf den Bahnsteig.“ Keine Reaktion. Ich spürte Tränen in meinen Augen.

„Nein“, kam es schließlich aus der Finsternis.

„Nein? Das ist alles? Das ist alles, was Sie zu sagen haben, bevor im nächsten Moment der Zug kommen könnte?“ Ja, wo blieb der Zug eigentlich? Ich versuchte einen Blick auf meine Uhr zu werfen, aber ich hatte sie wohl in der Eile zuhause liegen lassen.

„Der Zug kommt nicht.“

„Doch, er wird kommen und er wird Sie-“ Ich stockte. „Bitte gehen Sie weiter. Bitte. Das kann doch nicht alles gewesen sein!“ Ich versuchte die Verzweiflung aus meiner Stimme zu verbannen, aber es gelang mir einfach nicht. „Bitte tun Sie es. Für mich. Gehen Sie einen Schritt weiter.“

„Mit jedem Schritt, den ich weitergehe, nehme ich so viele mit… Ich kann einfach keinen Schritt mehr gehen. Verstehen Sie das? Wenn ich nicht gehe, bleiben alle, wo sie sind.“

„Was reden Sie denn da? Ihr Leben hat doch keine Auswirkungen auf irgendj-“ Nun, das war wohl nicht das, was man einem Selbstmörder sagen sollte. „ – auf so viele Leute. Gehen Sie weiter. Einfach weiter.“

„Nein. Ich werde heute nicht mehr weitergehen. Und wenn Sie mich fragen, dann werden Sie das auch nicht. Also bleiben wir hier stehen und warten, bis Ihr Zug kommt, nicht wahr?“

„Nein, nein, das ist alles falsch! Gehen Sie weiter! Hören Sie auf solchen Mist zu reden! Gehen Sie-“

Da schien es mir auf einmal so klar, was ich zu tun hatte. Ich wollte zu dieser Gestalt gehen, sie von den Gleisen stoßen, versuchte meine Beine auf die Gleise zu bewegen, aber es fiel mir plötzlich so schwer. Jede Bewegung zehrte an meiner Kraft. „Bitte“, flüsterte ich.

„Verstehen Sie mich doch … Stellen Sie sich vor, Sie könnten jeden Menschen auf der Welt vom Sterben bewahren, wenn Sie einfach nicht mehr weitergehen würden. Wenn Sie stehen bleiben würden. Auf den Gleisen eines Bahnhofs zum Beispiel. Würden Sie es tun?“

„Das spielt doch keine Rolle, merken Sie denn nicht, was Sie reden? Hören Sie auf! Hören Sie einfach auf…“ Meine Stimme versagte und ich sank in meinen Knien zusammen. Heiße Tränen liefen über meine Wangen.

„Ich habe doch aufgehört“, hörte ich es schwach aus der Finsternis.

„Nein“, stöhnte ich. „Nein. Bitte…“

„Sagen Sie nicht nein“, fast wütend klang die Stimme jetzt, „Schreiben Sie mir nicht vor, was ich tun oder lassen soll. Sie haben keine Ahnung.“

„Nein, ich habe keine Ahnung.“, flüsterte ich schwach, wollte aufstehen, aber meine Knie zitterten zu stark. „Erzählen Sie es mir.“

Stille. „Also gut“, hörte ich es dann. „Hören Sie mir zu. Wenn ich weitergehe, sterben Leute. Manchmal mehr, manchmal weniger. Manchmal sehr viele. Bei Erdbeben, bei Terroranschlägen, bei Überschwemmungen, bei Morden, bei Krankheiten, Epidemien, bei Vulkanausbrüchen…“, die Stimme kicherte, „aber am schlimmsten … Am schlimmsten ist es bei Zeitbomben. Sie können sich nicht vorstellen, welche Verantwortung da auf meinen Schultern lastet.“

„Was reden Sie denn da… Das ist doch ganz klar… Es ist… nicht in Ihrer Verantwortung.“

„Natürlich ist es in meiner Verantwortung.“

„Es ist genauso wenig Ihre Schuld, dass diese Leute sterben, wie meine. Wir können nichts tun. Es hilft zumindest ganz sicher nicht, wenn wir uns alle auf die Bahngleise stellen und uns vom Zug überfahren lassen.“

„Heute wird kein Zug kommen“, unterbrach mich die Stimme, „aber um zurück zum Thema zu kommen: Glauben Sie mir, es ist meine Schuld. Nicht einzig und allein, aber wenn ich nicht gehe, muss niemand sterben. Ist das nicht schön für Sie? Sie werden nicht sterben. Solange ich nicht gehe, sind Sie sicher. Wollen Sie Ihr Leben auskosten? Tun Sie es jetzt. Solange ich stehe, kann Ihnen nichts passieren.“

Ich versuchte erneut, aufzustehen, aber es gelang mir nicht. Ich spürte die stechenden Blicke der Person. „Es fällt Ihnen schwer sich zu bewegen“, stellte sie fest.

„Ja.. Nur ein kleiner Schwächeanfall…“, flüsterte ich.

„Ja. Nur ein kleiner Schwächeanfall“, wiederholte die Stimme. „So sehe ich das heute auch. Ich muss hier stehen. Ich habe einen kleinen Schwächeanfall. Ich kann nicht weitergehen. Sehen Sie…“, die Stimme lachte, „ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinbaren, heute weiterzugehen.“

„Aber morgen ist es zu spät“ , sagte ich schwach. Ich konnte meine Finger nicht bewegen, aber sie fühlten sich eiskalt an. Das Atmen fiel mir plötzlich so schwer…

„Morgen ist es nicht zu spät. Wenn ich morgen noch immer hier stehe, ist es noch immer zu früh, um zu gehen. Ich kann einfach nicht mehr. Ich… Ich kann nicht mehr. Verstehen Sie mich?“

„Sie haben noch Zeit“, flüsterte ich, „Sie haben Zeit, um hier herunterzugehen, bitte. Schnell…“

„Schnell. Ha! Ob schnell oder langsam, wen kümmert es? Das ist vollkommen belanglos. Natürlich habe ich Zeit. Ich BIN Zeit. Ich habe Zeit genug. Solange ich still stehe."
„Was reden Sie…" Das Reden verlangte mir so viel Kraft ab. Ich sah, wie sich mein Brustkorb auf und ab bewegte, immer langsamer…
„Was ich rede?", der Mensch hielt inne und ich spürte, wie er mich ansah. „Was ist mit Ihnen?", fragte er.
Ich brachte einen erstickten Laut hervor. „Was mit mir ist? Was mit MIR ist? Was soll das…"
„Ich frage Sie wirklich. Ihnen geht es doch nicht gut… Was ist los mit Ihnen?"
„Ich weiß nicht…", flüsterte ich.
Der Schatten seufzte. „Aber ich weiß es. Sie kämpfen gegen die Zeit an. Das ist einer dieser Wettkämpfe, den Sie nicht gewinnen können, glauben Sie mir. Geben Sie auf."
Ich versuchte, etwas zu sagen, aber nichts kam aus meinem Mund.
„Es geht Ihnen also nicht gut. Aber Sie werden nicht sterben. Zumindest nicht so lange ich hier stehe."
„Gehen Sie weiter", sagte ich schwach.
„Sie haben mich wohl immer noch nicht verstanden", seufzte die Gestalt aus der Dunkelheit. „Ich werde heute keinen Schritt gehen. Sofern wir von einem Heute reden können…", kicherte sie. „Ist das alles nicht paradox?"
„Ich verstehe nicht …"
„Nein, Sie verstehen nicht. Aber Sie werden es wohl auch nie verstehen, befürchte ich. Es übersteigt Ihren gesunden Menschenverstand."
„Gut. Ich verstehe Sie nicht. Aber ich verstehe, dass der Zug bald kommen wird, und ich könnte … Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn ich Sie nicht gerettet hätte. Bitte. Bitte gehen Sie weiter", sagte ich mit erdrückter Stimme, jedes Wort fiel mit so unglaublich schwer…
„Sie… Sie könnten es sich nicht verzeihen?"
Ich zögerte. Nein, ich würde es mir nie verzeihen können.
„Sie wollen, dass ich weitergehe?", fragte die Stimme und ich spürte, dass ich sie verunsichert hatte. Das Atmen schien mir augenblicklich wieder leichter zu fallen.
„Ja. Ja. Ja." Ich wartete auf eine Reaktion, doch der Schatten schwieg nur. „Warum gehen Sie nicht einfach?" Meine Augen füllten sich wieder mit Tränen. Und es war so kalt… So kalt…
„Weil ich Angst habe.", hörte ich da plötzlich.
„Vor was?", brachte ich hervor.
„Vor dem … was passieren wird."

„Aber das kann doch niemand wissen, was passieren wird! Das einzige, was sicher ist, ist, was passieren wird, wenn Sie stehen bleiben!"
Für eine Weile schwieg die Gestalt.
„Wissen Sie, ich glaube, ich mag Sie. Nicht, dass Sie mich falsch verstehen, es ist nur … Ich mag Sie so, wie man jemanden auch nur mögen kann, wenn man ihn für so kurze – entschuldigen Sie mir den Ausdruck – Zeit kennt."
„Gehen Sie weiter." Ich hatte keine Kraft mehr, darauf einzugehen, was er sagte.
„Es passiert so viel Schreckliches jeden Tag. Jede Minute. Jede Sekunde…"
Ich biss auf meine Lippen. „Bitte gehen Sie weiter. Es kann nicht mehr lange dauern… Die Zeit läuft aus…"
„Ja… Ja, das tut sie."
Dann herrschte lange Stille. Ich kämpfte mit meinen Beinen, die sich wieder zu erholen schienen und irgendwann stützte ich mich mit den Armen auf und zog mich mühsam hoch.
„Es scheint Ihnen besser zu gehen", stellte die Person fest.
„Ja." Es war immer noch so dunkel. Was war nur heute los? Und wo blieb der Zug? Wie viel Uhr war es denn nur? „Ja, es geht mir besser."
„Sie wollen, dass ich weitergehe?"
„Haben Sie es endlich verstanden?"
Der Schatten sah mich lange an. Keiner von uns sagte noch etwas. Und ohne ein weiteres Wort trat er auf den Bahnsteig. „Es tut mir leid", sagte er.
In diesem Moment fuhr der Zug ohne ein Warnsignal zwischen uns ein. Das war knapp. Plötzlich fielen mir die vielen Menschen auf. Menschen, die aus allen Richtungen auf den Bahnsteig strömten. Der Zug hielt. Die Türen öffneten sich. Ich ließ mich von den Menschen hineinschieben. Ließ mich auf den leeren Platz neben der Tür fallen. Ließ meinen Blick aus dem Fenster schweifen. Die Gestalt war verschwunden. Ein Ticken riss mich aus meinen Gedanken. Ich sah mich um, aber niemand außer mir schien auch nur eine Notiz davon zu nehmen. Ich jedoch hörte es.

Ein Ticken lag in der Luft an jenem Morgen. Ein Ticken, das mich daran erinnerte, dass die Zeit weitergegangen war. Ein Ticken, das mir vermutlich nie aufgefallen wäre, wenn ich nicht vorher so lange Zeit in völliger Stille verharrt hätte.

Abschließend herzlichen Dank an alle Protagonistinnen und Protagonisten.
Ich bedanke mich bei Günther Giselher Krenner und bei Margarita Fuchs, sie haben wesentlich am Konzept und an der Bearbeitung der Ausschreibungskriterien mitgewirkt.

Und den jungen Autorinnen und Autoren möchte ich noch mitteilen, dass wir uns für die zahlreichen Einsendungen bedanken und ihre weiteren Einsendungen zum 2. Literaturwettbewerb „Schreibkraft" 2011 wieder gerne entgegen nehmen.

Bruckmühle, wo Kunst zur Sprache kommt,
und in der Hoffnung, dass auch für Sie etwas dabei ist, freue ich mich auf ein Wiedersehen.

Roman Scheuchenegger
GF Direktor

BRUCKMÜHLE

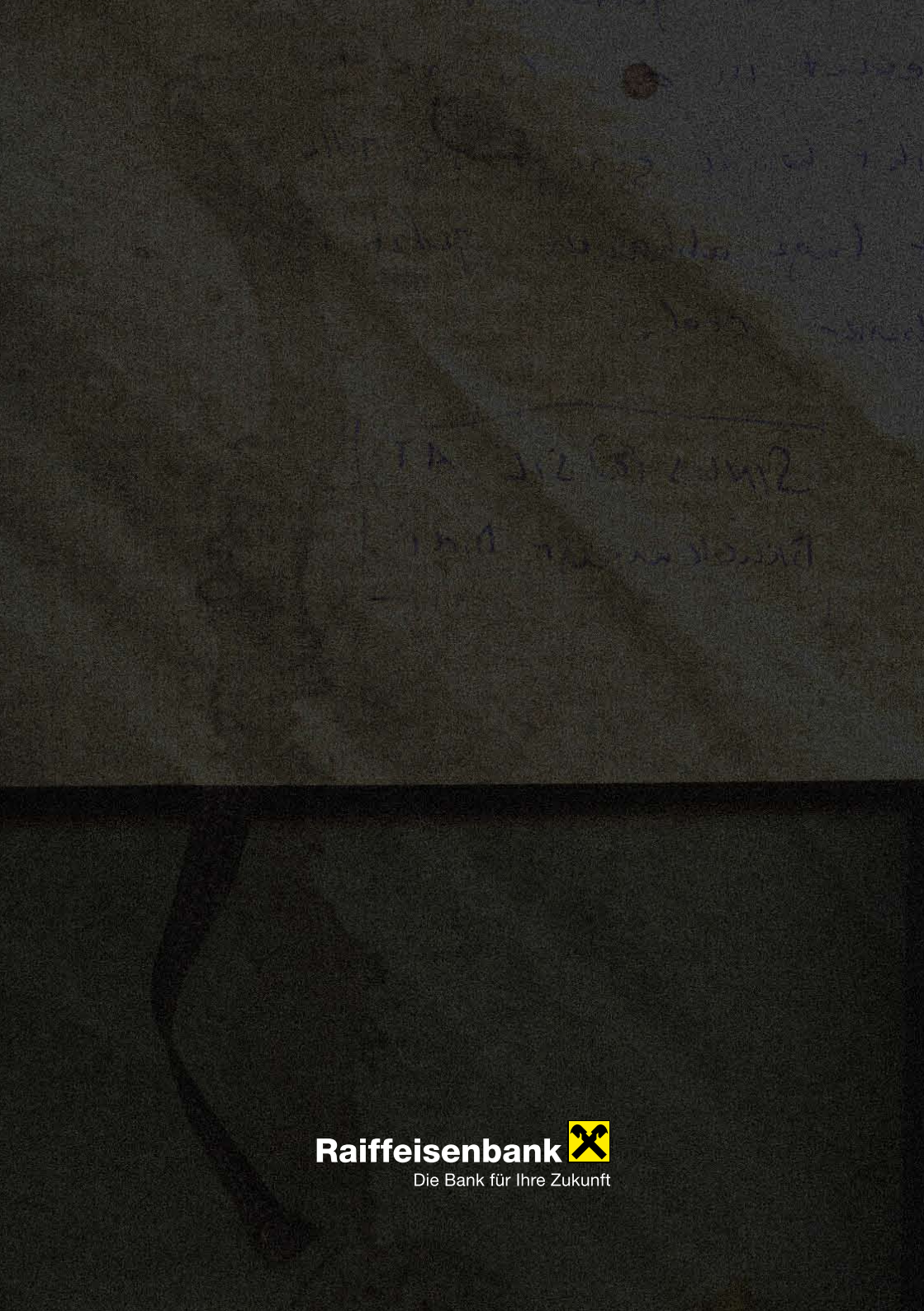
Original-Einreichungstexte der Finalistinnen, unredigierte Veröffentlichung
Copyright 2009 Autorinnen Literaturpreis SCHREIBKRAFT

Eigenverlag Bruckmühle, Hg. Bruckmühle, Kultur und Regionalentwicklung gem. GmbH
Bahnhofstraße 12, 4230 Pregarten

Lektorat: Franz Buchberger
Öffentlichkeitsarbeit: Christine Grüll, Helene Ruspeckhofer
Grafisches Konzept und Gestaltung: Zeidler G Pregarten

WWW.BRUCKMUEHLE.AT

STADT PREGARTEN
KULTUR LAND OBERÖSTERREICH
bm:uk
LANDESSCHULRAT FÜR OBERÖSTERREICH
Tips
OÖNachrichten www.nachrichten.at
ORF 1 ÖSTERREICH 1 CLUB
VERITAS BILDUNGSVERLAG



Raiffeisenbank

Die Bank für Ihre Zukunft